

Band 1237

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

So rächt sich eine Bestie



Band 1237 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Luxemburg 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,70 €

Italien 1,70 € / Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal 1,90 €



4 191914 201358



GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1237

So rächt sich die Bestie

Dean Pollack, der Kapitän, hatte seine Augen noch nie zuvor so weit aufgerissen wie in diesen schrecklichen und nicht enden wollenden Sekunden, denn was er sah, war unglaublich und nicht zu begreifen.

In der Tiefe des Meeres waren die Gestalten befreit worden und kletterten nun über die Reling hinweg auf das Bergungsschiff.

Er wusste nicht, wie er die Gestalten einordnen sollte.

Sie sahen aus wie Menschen, aber es waren keine normalen Menschen. Niemand konnte fast 60 Jahre in einem Klein-U-Boot auf dem Meeresgrund überleben...

Diese hier hatten es tatsächlich geschafft.

Sie waren nicht tot, nicht erstickt, nicht ertrunken, sie bewegten sich und wussten genau, was sie wollten.

Sie drängten ihre Körper mit lahmen aber zielsicheren Bewegungen auf das Schiff, und es gab keinen, der sie aufhielt.

Außer Dean Pollack befanden sich noch drei Mitglieder seiner Besatzung an Bord. Zwei davon waren getaucht und hatten die unglaublichen Gestalten aus ihrem U-Boot befreit. Jetzt standen die drei Männer zusammen, tranken Tee mit Rum, unterhielten sich und hatten noch keinen Blick in die Richtung geworfen.

Dann gab es noch eine fünfte Person an Bord.

Eine Frau. Die Frau, die Schiff und Besatzung gechartert hatte. Die Blonde mit dem eiskalten Blick und einer Aura, die den guten Pollack hatte erschauern lassen. Sie hieß Justine Cavallo, und sie hatte die Befreiung der Geschöpfe gewollt.

Geschöpfe!

Genau das war es. Keine Menschen mehr, nur Geschöpfe, die an Deck krochen, sich langsam bewegten, als müssten sie erst noch die entsprechenden Kräfte sammeln.

Sie standen nicht auf ihren Beinen, sondern hatten sich auf Hände und Füße niedergelassen. Das Wasser rann von ihren Körpern herab. Auf dem Schiff brannten nur relativ wenige Lichter, so sahen die Gestalten nicht unbedingt klar aus.

Was Pollack erkannte, war trotzdem schlimm genug. An den Körpern klebte die alte Kleidung. Er sah auch die Haut, aber sie besaß längst nicht mehr das Aussehen der eines normalen Menschen. Im Licht kam sie ihm künstlich vor, und so schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, dass diese Gestalten künstlich geschaffen worden waren. Wie Puppen oder Marionetten, die ferngelenkt bewegt wurden.

Sie waren fast der Reihe nach an Bord geklettert. An der langen Heckleiter hatten sie sich hochgeangelt, und der entsetzte Kapitän zählte genau vier Gestalten, die von seinen Männern befreit worden waren, indem sie den Einstieg eines kleinen U-Boots geöffnet hatten.

Grauenhaft. Kaum vorstellbar. Nicht zu fassen. Solche und ähnliche Begriffe schossen dem Mann durch den Kopf, der das Gefühl hatte, in einem Gefängnis zu stehen, in dem die Zeit

einfach viel zu langsam verging und er nicht mehr mitkam.

Den Mund konnte er nicht schließen, aber er bewegte sich und drehte sich dabei nach links, wo sich die Blonde aufhielt. Er wollte sie ansprechen, zuckte jedoch zurück, denn allein ihre Haltung machte ihm klar, dass sie auf der anderen Seite stand.

Breitbeinig und sehr locker hatte sie ihren Platz gefunden. Die Arme angewinkelt, die Fäuste lässig in die Seiten gestemmt. Ein Lächeln auf den Lippen, und die Augenbrauen in die Höhe gezogen, so beobachtete sie die Ankunft der vier Gestalten. Sie hatte es so haben wollen, und ihr Plan war aufgegangen.

Dean Pollack war entsetzt. Aber er wunderte sich über sich selbst, dass er in der Lage war, überhaupt zu sprechen, obwohl er seine eigene Stimme kaum erkannte.

»Was soll das? Was sind das für Wesen ...?«

Die Blonde drehte gelassen den Kopf, um ihn anzuschauen. »Es sind meine Freunde, Dean, meine wahren Freunde. Um sie zu befreien, habe ich Ihr Schiff gechartert. Jetzt wissen Sie die Wahrheit.«

»Freunde ...?«

»Sicher.«

»Nein, nein«, sagte er schnell. »Das kann nicht sein. Das ist unmöglich. Das können keine Freunde sein. Das sind doch ... das sind doch keine Menschen mehr.«

»Du hast Recht!«

»Was dann?«, schrie er sie an.

»Vampire!«

Es verschlug ihm die Sprache. Darauf war er nicht gekommen, so etwas kam ihm einfach zu unwahrscheinlich vor. Für eine gewisse Zeitspanne war er nicht in der Lage, das Gespräch zwischen ihnen fortzusetzen. Er war nur schlichtweg geschockt, denn ein derartiger Begriff passte nicht in seine Welt.

»Vampire ...?«

»Du hast es gehört!«

»Sie waren unten?«

»Ja, verdammt. Stell dich nicht so dumm an. Du weißt doch, wer oder was Vampire sind - oder?«

Er nickte, ohne überzeugt zu sein. Aber er wusste auch, dass er totenbleich geworden war. Jetzt sah er ebenfalls aus wie ein blutleerer Vampir. Noch immer besaßen die Augen diesen unnatürlichen Ausdruck, und als er die nächste Frage der Blonden hörte, war er zunächst nicht in der Lage, eine Antwort zu geben.

»Du weißt doch, was sie wollen -, wie?«

Pollack schüttelte den Kopf.

Justine Cavallo grinste. »Vampire wollen Blut. Sie brauchen Blut, um wieder zu Kräften zu kommen. Genau wie diese hier. Sie wollen frisches Blut haben, und sie werden das Blut bekommen, das kann ich dir versprechen.«

Der Kapitän hatte nur zugehört, aber er hatte sich dabei auch bewegt. Seine Hand war an seinem Oberkörper in die Höhe geglitten und hatte sich dem Hals genähert, den er mit seinen gespreizten Fingern umfasste, als wollte er sich selbst die Luft abschnüren. Aber er hatte in diesen Sekunden begriffen, was die Blonde meinte. Er stellte auch keine Frage mehr, sondern drehte langsam den Kopf, weil er die drei Männer seiner Besatzung anschauen wollte.

Und die waren ebenfalls aufmerksam geworden. Dem Kapitän kam alles so anders vor. Er sah es wie im Zeitlupentempo. Die Männer hatten sich gedreht, und sie schauten jetzt zum Heck, an dem sich die drei Gestalten aufhielten. Sie knieten nicht mehr und hatten sich aufgerichtet. Aber sie hatten die Köpfe gedreht. Ob noch Leben in ihren Augen war, wusste Dean Pollack nicht. Jedenfalls starrten sie ihre Beute unverwandt an, und sie hatten ihre Lippen - falls überhaupt welche vorhanden waren so verzogen, dass die obere Zahnreihe sichtbar geworden war und jeder die zwei Stifte erkennen

konnte, die von oben nach unten wuchsen.

Das waren ihre Zeichen! Das waren die beiden Blutzähne, die sie wie Pfeile in die Haut der Menschen stoßen würden, um ihnen Wunden zuzufügen, aus denen das Blut sprudeln würde.

Die Männer der Besatzung waren harte Kerle, die nichts so leicht erschüttern konnte. Wer diesen Job machte, der durfte kein Weichei sein. Aber es gab auch bei ihnen Grenzen, und genau diese Grenze war jetzt erreicht.

Sie waren mit einer Welt konfrontiert worden, die es einfach nicht geben durfte. Das Grauen hatte brutal zugeschlagen, und noch waren sie nicht in der Lage, es zu begreifen.

Aber es ging ihnen allmählich auf, wen sie da vor sich hatten. Sie bewegten sich. Langsam, zu langsam ...

Oder kommt es mir nur so vor?, fragte sich Dean Pollack.

Er wusste es nicht. Er wusste überhaupt nichts mehr. Er stand in seiner Welt, er hielt sich auf dem Deck seines Schiffes auf, aber er war nicht in der Lage, die Dinge zu überblicken. Ihm war alles genommen worden, weggerissen. Raus aus der Normalität, hinein in das verdammt Grauen, das er nicht begriff.

»Dean! Was ist das? Was sind das für Gestalten?«

Pollack gab keine Antwort. Er sah das Gesicht seines Mitarbeiters. Der Mann war verzweifelt und völlig von der Rolle. Für ihn war ein Weltbild zusammengebrochen. Er konnte nichts mehr tun, ebenso wenig wie seine beiden Kollegen.

Die Antwort gab die Blonde. »Sie wollen Blut, Dean, und sie werden es sich holen.«

Pollack spürte den Adrenalinstoß, der ihn heftig erwischte. Er wollte etwas sagen, aber es war bereits zu spät, denn die Blutsauger griffen an ...

Ich wusste nicht, ob ich mich richtig verhalten hatte, aber ich

war einfach meinen Gefühlen gefolgt, und jetzt gab es auch kein Zurück mehr für mich.

Ich befand mich zusammen mit Tom Carry, einem Fischer, auf dem Boot, und wir fuhren über eine dünige See hinweg in Richtung Norden, in die Leere hinein, wie mir schien.

Es ist etwas anderes, ob man sich auf einem großen Schiff aufhält oder nur auf einem Kahn, der zwar einen Motor und auch ein Segel besaß, das allerdings eingeholt worden war. Ich war hier nahe am Wasser. Ich bekam fast jede Welle mit. Ich merkte die Schaukelei und sah das Meer immer wieder wie einen mächtigen dunklen Teppich ohne Ende, der sich ständig auf- und abbewegte.

Tom Carry, der Fischer, saß am Heck. Dort befand sich der Außenborder, der uns vorantrieb. An Bord lagen die Netze, zum Fang richtig zusammengefaltet. Ich sah auch die offenen Kisten, in denen die Fische gelagert wurden. Aber es gab keine Kabine, keinen Unterstand, denn dieses Boot war für eine Hochseefischerei eigentlich nicht geeignet.

Trotzdem fuhr Tom Carry damit auf die See, und es schien ihm sogar Spaß zu machen, denn auf seinem Gesicht malte sich ein optimistisches Grinsen ab.

Zudem war er nicht der Einzige, der in dieser Nacht mit seinem Boot unterwegs war. Aus dem kleinen Inselhafen waren auch die anderen Fischer ausgelaufen. Sie wollten das noch ruhige Wetter für einen letzten Fischgang in der Nacht nutzen. Mein Pech war, dass ich mir das kleinste Boot ausgesucht hatte, die anderen hatten leider schon den Hafen verlassen gehabt.

Aber sie waren trotz der Dunkelheit zu sehen, denn sie hatten ihre Positionsleuchten gesetzt. Bei allen Booten gab es mehrere Lichtquellen, die sich in einer gewissen Höhe auf- und abbewegten, denn sie glichen sich dem Rhythmus der Wellen an.

Auch wir hatten ein Licht gesetzt. Die kleine Laterne schaukelte oben am Mast. Hin und wieder streifte ihr Lichtschein

wie eine helle Sichel über das Boot hinweg und erwischte auch unsere Gesichter.

Ich hatte mich nicht zum Spaß zu Tom Carry gesellt. Ich war auch nicht zum Spaß auf der Insel gewesen, die wirklich am Ende der Welt lag, ein paar Meilen nördlich der schottischen Nordküste. Wer hier lebte, musste entweder hier geboren sein oder die Einsamkeit lieben. Darüber machte ich mir keine Gedanken, denn etwas anderes war wichtiger.

Es ging um Vampire!

Und um sie! Um Justine Cavallo. Davon waren ich und Suko, der auf der Insel als Schutz zurückgeblieben war, fest überzeugt. Wir hatten einen Tipp bekommen und waren in diese Einsamkeit gefahren, und wir hatten erlebt, dass der Tipp zumindest zur Hälfte stimmte. Es war von zwei Blutsaugern gesprochen worden. Einer davon war eben die blonde Bestie Justine Cavallo.

Sie hatten wir nicht gefunden, dafür aber einen ihrer Helfer. Er hatte sich in einer Ruine auf der Insel versteckt gehalten. Fast wäre es ihm gelungen, Amy Carry, Toms Tochter, in die Gewalt zu bekommen und blutleer zu trinken. Im letzten Augenblick hatten Suko und ich sie retten können.

Den Vampir gab es nicht mehr. Dafür allerdings Justine Cavallo. Auf der Insel hatten wir sie nicht gefunden. Also waren wir davon ausgegangen, dass sie sich möglicherweise auf dem Meer aufhielt, um hier ihre Zeichen zu setzen.

Wir konnten nicht glauben, dass sie der Gegend den Rücken gekehrt hatte. Nicht eine wie sie, die ihre Pläne stets sehr genau durchdachte. Da musste noch etwas nachkommen, und dabei wollte ich sie stören. Suko war auf Coomb Island zurückgeblieben, um die dort lebenden Menschen zu bewachen.

Ich war mit Tom Carry hinausgefahren. Er hatte mich zwar gewarnt, weil sein Boot nicht eben hochseetüchtig war, aber gekentert war er auch noch nicht, und so hatte ich die Fahrt gewagt. Ich war dabei auch sehr meinem Bauchgefühl gefolgt,

denn irgendwo musste sich die blonde Bestie aufhalten. Was sie auf der Insel zurückgelassen hatte, war, wenn man es mit ihr verglich, lächerlich gewesen.

Ich saß auf dem Brett einer Ruderbank und stellte fest, dass ich mich allmählich an die Schaukelei gewöhnte. Mein Magen richtete sich danach. Die Übelkeit drang nicht mehr hoch, und ich konnte eigentlich ganz normal atmen.

Die Lichter der anderen Boote gaben mir irgendwie ein gutes Gefühl. Ich fühlte mich nicht so allein. Aber die Fischer waren schneller als wir. Die Distanz zwischen ihnen und uns hatte sich bereits stark vergrößert.

Nach einer Weile riskierte ich es, mich von meinem Platz zu erheben. Im ersten Moment hatte ich Probleme mit der Standfestigkeit, aber auch das ließ sich richten.

Tom Carry schaute zu mir hoch, als ich auf ihn zukam. Den schmalen Mast nutzte ich zwischendurch als Stütze, dann hatte ich eine der Kisten erreicht, die in Carrys Nähe standen. Dort ließ ich mich nieder und nickte ihm zu.

»Geht es dir schlecht, Sinclair?«

»Nein.«

»Sehr gut.« Er nickte. Ob es anerkennend war, konnte ich nicht sagen, aber seine Warnungen waren bei mir noch nicht eingetroffen, denn ich hatte mich nicht übergeben.

An Bord duzte man sich. Das hatte Tom Carry sehr schnell getan, und ich blieb ebenfalls bei dieser vertraulichen Anrede. Man wurde als Fremder von diesen einsam lebenden Menschen nicht sofort akzeptiert, sondern musste ihnen erst beweisen, dass man jemand war. Das war mir wohl gelungen, denn Tom Carry schaute mich jetzt freundlicher an. Über uns schaukelte die Positionsleuchte, gab unseren Gesichtern mal Licht oder ließ sie wieder im Dunkeln verschwinden.

»Welche Probleme hast du, Sinclair?«

»Sieht man mir das an?«

Tom zuckte nur mit den Schultern.

»Okay, ich will sie dir sagen. Wie weit willst du noch rausfahren? So weit wie die anderen Kollegen?«

Er lachte mich an. »Glaubst du das?«

»Ich weiß es nicht.«

»Nein, Sinclair, nein. Du kannst beruhigt sein. So weit fahren wir nicht. Nicht mit dem Boot. Ich brauche kein größeres, weil wir nicht unbedingt nur vom Fischfang leben. Wir haben noch das Gasthaus mit den beiden Fremdenzimmern. Im Sommer besuchen uns tatsächlich Touristen vom Festland. Manchmal nur für einen Abstecher, das sind die meisten. Aber sie haben Durst und Hunger, und dann bietet es sich an, bei uns zu essen und zu trinken. Davon können wir einigermaßen gut leben. Der Fischfang ist mehr ein Hobby.«

»Du hättest auch darauf verzichten können, an diesem Abend hinauszufahren, denke ich.«

Er schaute mich lange an und verzog das Gesicht. Sein blondgrauer Bart schien sich dabei zu sträuben. Ich rechnete schon damit, keine Antwort zu bekommen, dann erhielt ich sie doch.

»Ja, ich hätte auf der Insel bleiben können. Aber ich hatte keinen Bock darauf. Dann hätte ich mir das Gerede von den Vampiren anhören müssen. Du hast doch selbst gesehen, wie meine Frau die Knoblauchstauden aufgehängt hat, um sich zu schützen.«

»Da hat sie etwas Gutes getan«, sagte ich.

»Bockmist. Weibergewäsch. Es gibt keine Vampire.«

»Fragen Sie mal Ihre Tochter.«

Er ließ sich nicht beirren. »Wer weiß, was Amy da gesehen hat. Die war in der Ruine und hat sich was eingebildet.«

»Das glaube ich wiederum nicht, Tom. Ich will mich nicht auf den Sockel heben, aber wären Suko und ich nicht gewesen, dann hättest du deine Tochter nicht mehr als einen normalen Menschen erlebt, sondern als blutgierige Wiedergängerin.«

Er sagte nichts und blickte mich nur an. Danach schüttelte er

den Kopf. »Wie kannst du so etwas glauben?«

»Weshalb sind wir wohl auf die Insel gekommen?«

»Wegen dieses Spinners. Ernie Slater, wie?«

»Ja.«

Tom winkte ab. »Ich habe seine Redereien gehört. Er hat auch von einer Blonden gesprochen. MUSS ja ein verdammt scharfes Weib gewesen sein, aber außer ihm hat niemand sie zu Gesicht bekommen.« Er schnalzte mit der Zunge. »Eine wie sie wäre mir sicherlich aufgefallen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Das kann ich nicht leugnen. Sie fällt wirklich auf. Sie ist auf ihre Weise einmalig.«

»Ach. Dann kennst du sie?«

»Ja.«

»Hat sie auch einen Namen?«

»Justine Cavallo.«

Carry wiederholte ihn und nickte dabei. »Hört sich wirklich stark an.«

»Ja, er ist außergewöhnlich. Ebenso wie die gesamte Person, die von der Natur mit einem perfekten Körper ausgestattet wurde. Das ist nur die Hülle, denn die wahre Justine Cavallo sieht anders aus.«

»Wie denn?«

Bei meiner Antwort verlor ich den Ernst in der Stimme nicht. »Sie ist eine blonde Bestie, eine Blutsaugerin. Sie will Macht. Sie ist verdammt stark, und damit meine ich ihre körperlichen Kräfte. Und sie hat noch starke Verbündete, die allerdings jetzt nicht in Erscheinung getreten sind. Das darfst du auch nicht vergessen, obwohl es in diesem Fall unwichtig ist.«

Die Augen funkelten, als er sagte: »Hört sich ja richtig gut an, Sinclair.«

»Nimm es nicht auf die leichte Schulter.«

»Ich habe sie nicht zu Gesicht bekommen. Aber es wäre mal interessant, sie zu sehen.«

»Dann bist du verloren!«

Diese Worte hatten ihm nicht gefallen. Unwillig schüttelte er den Kopf. »Was ist mir dir? Bist du nicht verloren? Oder hältst du dich für so stark, dass du sie besiegen kannst?«

»Ich versuche es zumindest.«

»Aha.« Er schaute mich an. »Wir leben hier zwar auf dem Mond, aber eine Glotze haben wir trotzdem. Manchmal laufen dort auch Gruselstreifen, in denen Vampire eine wichtige Rolle spielen. Da gibt es dann oft einen Vampirjäger. Bist du so etwas wie ...«

»Ja, das kann man wohl sagen.«

Er streckte mir die linke Hand entgegen. »Nichts gegen dich persönlich, aber so siehst du mir nicht aus. Ich meine, wenn man dich mit den Vampirjägern in den Filmen vergleicht. Das sind alles ziemlich harte und coole Typen.«

»Klar, im Film schon.«

Er wollte noch etwas sagen, aber der Blick in meine Augen ließ ihn schweigsam werden. Er schien begriffen zu haben, dass ich nicht zum Spaß bei ihm auf dem Boot hockte.

»Nun ja, jeder hat eben seine Hobbys. Meines ist die Fischerei. Da werde ich noch gefordert.«

»Das muss im Leben auch so sein.«

Tom Carry zuckte die Achseln. Er legte eine Sprechpause ein und schaute sich um. Nach einer gewissen Zeit nickte er. Ohne es mir gegenüber zuvor anzukündigen, stellte er den Motor ab. Das Geräusch verstummte, und ich wunderte mich in den folgenden Sekunden, dass wir nicht mehr weiterfuhren.

»Was ist los?«

Carry deutete über beide Bordseiten hinweg. »Ob du es glaubst oder nicht, wir sind ja nicht zum Vergnügen unterwegs. Wir haben die Fanggründe erreicht. Zumindest meine, denn hier werde ich fischen, und ich hoffe, die Kisten voll zu kriegen.«

»Klar, das hatte ich fast vergessen.«

Wir schaukelten jetzt nur noch auf dem Wasser. Es war ziemlich still geworden in unserer Umgebung. Die einzigen Geräusche gab das Meer ab, das seine Wellen gegen die Bordwand schleuderte, dass es sich anhörte, als würde uns permanent Beifall geklatscht.

»Gefällt dir nicht, wie?«

»Ich denke noch darüber nach.«

»Tja, Sinclair, so ist das Leben. Mitgefangen - mitgehängen.« Er schaute mich skeptisch an. »Was den Fischfang und den Umgang mit Netzen angeht, bist du Laie, wie?«

»Kann man so sagen.«

»Trotzdem wirst du mir helfen müssen. Ein paar Handlangerarbeiten wirst du wohl können.«

Die traute ich mir zwar zu, aber mir gefiel nicht, dass wir hier dümpelten und die Fische aus dem Wasser holen sollten. Aus diesem Grunde war ich nicht mit ihm gefahren, denn mir ging es um Justine Cavallo, die ich in der Nähe vermutete, auch wenn die Umgebung für eine Blutsaugerin mehr als ungewöhnlich war.

Aber die Cavallo konnte man sowieso nicht mit normalen Vampirmaßstäben messen. Sie verhielt sich stets unorthodox, ohne jedoch die alte Vampirtradition zu verlassen.

Sie musste noch hier sein. Es gab keine andere Lösung. Eine wie die Cavallo stellte nicht einfach einen Helfer auf eine Insel, um dann zu verschwinden.

Okay, möglich war alles. Sie tauchte ab und kehrte erst dann zurück, wenn sie sicher sein konnte, dass kein Bewohner der Insel mehr als normaler Mensch herumlief.

Daran wollte ich trotzdem nicht glauben. Ich merkte, dass diese Gedanken bei mir eine gewisse Unruhe gebracht hatten. Ich war nervöser geworden.

»So«, sagte Tom Carry und erhob sich. Er bewegte sich auf dem schwankenden Boot so sicher wie ich an Land. Neben dem Mast blieb er stehen. »Wir werden jetzt die Netze auswer-

fen, und ich zeige dir, wie du dich zu verhalten hast. Es ist nicht besonders kompliziert, aber du musst dich schon geschickt anstellen, damit sich die Netze nicht ineinander verfangen.«

»Ich werde es versuchen.« Eine andere Möglichkeit blieb mir nicht. Zum ersten Mal kam mir der Gedanke, etwas falsch gemacht zu haben. Ich hatte die Blutsauger jagen wollen. Ich wollte an Justine Cavallo heran, und jetzt sollte ich Netze auswerfen, um Fische zu fangen. Das war es nicht eben, was mich besonders freute, und ich spürte schon einen leichten Druck im Magen.«

»Dann steh mal auf, Sinclair.«

Das tat ich. Es klappte bei mir nicht so einfach wie bei Tom Carry. Ich hielt mich auch am Mast fest, aber ich ließ meine Blicke dabei über das Meer schweifen.

Es war dunkel. Es wogte, es bewegte sich, aber es war nicht an allen Stellen nur dunkel, denn ich sah auch die winzigen Lichtpunkte in der Ferne.

Sie leuchteten auf den Booten der anderen Fischer. Doch sie interessierten mich plötzlich nicht mehr, denn mir war in westlicher Richtung etwas anderes aufgefallen.

Dort hatte sich ein heller Schein auf die Wasserfläche gelegt. Heller und größer als die Positionsleuchten. Zudem war er direkt auf das Wasser gezielt.

Ich ging davon aus, dass es sich um die Lichter von Scheinwerfern handelte und dass diese Scheinwerfer nicht in der Luft hingen, sondern sich auf einem Boot befanden.

»Was ist denn, Sinclair? Keine Lust?«, drängte Tom Carry.

»Warte noch einen Moment.«

»Was ist denn?« Seine Stimme klang unwillig.

»Ich habe etwas gesehen.«

»Was denn?«

»Schau mal nach Westen.«

Erst blickte er mich an, hob nach einigen Sekunden wie

gottergeben die Schultern und drehte sich in die entsprechende Richtung.

Ich sagte zunächst nichts, sondern gab ihm eine entsprechende Zeit für seine Beobachtung.

Da ich sein Gesicht nicht sehen konnte, fiel mir auch keine Regung darin auf. Ich wollte auch nicht zu lange warten und fragte: »Was hältst du denn von dem Lichtschein? Der ist viel größer als der auf den Booten deiner Kollegen.«

»Stimmt.«

»Ist das alles, was du dazu zu sagen hast?«

Tom Carry drehte sich jetzt um. Ich sah schon, dass sein Gesicht einen nachdenklichen Ausdruck angenommen hatte. »Dort liegt kein Boot, das einem der Fischer gehört. Das kann ich bestätigen. Da braucht man nichts dran zu rütteln.«

»Also ein fremdes Boot?«

»Wenn du so willst, ja«, gab er unwillig zu. »Sieht nach einem fremden Boot aus.«

»Ist das normal?«

»Hier kreuzen immer Schiffe, die ...«, er brach ab. »Nein, das ist nicht normal. Dort liegt jemand, der seine Scheinwerfer eingeschaltet hat. Die gibt es zwar auch auf unseren Booten, aber dort besitzen sie nicht, diese Lichtstärke.«

»Das denke ich auch.«

»Worauf willst du hinaus?«

»Nur auf das Schiff«, erklärte ich lächelnd. »Es ist mir einfach suspekt. Ich traue ihm nicht. Dass es dort auf dem Wasser dümpelt, muss einen Grund haben.«

»Der mich nichts angeht.«

»Aber mich!«

Der Ton in meiner Stimme ließ ihn zusammenzucken. Ich hörte, wie er scharf einatmete und plötzlich den Kopf schüttelte. »He, Sinclair, noch bin ich der Chef.«

»Das weiß ich. Das sollst du auch bleiben. Aber ich habe die Vermutung, dass dieses Schiff etwas mit Justine Cavallo zu tun

hat. Auch wenn du nicht so recht an diese blonde Bestie glaubst, für mich ist sie existent, und ich habe ihre Gefährlichkeit erlebt.«

Tom Carry war durcheinander. Er wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Schließlich rang er sich zu einer Frage durch. »He, was glaubst du eigentlich, wer du bist, Sinclair? Ich habe dich aus Gutmütigkeit mitgenommen, und du markierst hier den großen King. Das ist mein Boot, verstehst du? Wenn einer hier den King spielt, dann bin noch immer ich das.«

»Das will ich dir auch nicht streitig machen, aber in diesem Fall ist es wirklich besser, wenn wir uns um das fremde Schiff kümmern.«

»Wer bist du eigentlich, dass du hier so ein großes Maul führst? Wer, verdammt?«

Ich hatte ihm noch nicht verraten, welchem Beruf ich nachging. Das holte ich jetzt nach und zeigte ihm meinen Ausweis. Den hielt ich so nahe an sein Gesicht, dass er den Text lesen konnte.

Seine Augen weiteten sich. »Verdammt«, flüsterte er, »du ... du ... bist ein Bulle?«

»Polizist. Scotland Yard. Du als Bürger bist verpflichtet, einem Mann des Gesetzes Hilfestellung zu leisten. Ich verlange nicht viel von dir. Ich will nur wissen, was mit dem Boot dort los ist. Das ist alles, Tom.«

Er verzog den Mund in die Breite und schüttelte dabei den Kopf. »O Scheiße, auf was habe ich mich da eingelassen?«

»Die Fische sind auch später noch da.«

»Klar, weiß ich ...«

»Also?«

Er nagte an seiner Unterlippe. Dabei schaute er mich an und sah, dass ich nicht bereit war, einen Kompromiss einzugehen. »Also gut, Sinclair, fahren wir los. Es sind ja nur ein paar Meilen im Höchstfall. Aber wenn sich das als Finte herausstellt, ersetzt du mir den Fang, das kann ich dir sagen.«

»Kein Problem.«

Tom Carry ging zum Heck. Er murmelte etwas vor sich hin, das sich wie verdammt »Landrattenbullen« anhörte, aber er änderte seinen Plan nicht und ließ sich auf die schmale Holzbank fallen.

Wenig später hörte ich wieder das Geräusch des Außenbordmotors ...

Sie kamen langsam, und sie waren trotzdem schnell. Sie hatten so etwas wie eine Kette gebildet und bewegten sich auf einer Höhe den drei Männern entgegen, in deren Körpern der Saft pulsierte, der ihnen das ewige Leben garantierte.

Die Drei waren noch immer so überrascht, dass sie nichts unternahmen. Ihre Gehirne mussten erst begreifen, welches Grauen da auf sie zukam, und sie erlebten die ganze Wahrheit erst Sekunden später, als die alten Blutsauger ihre Mäuler aufrissen, die dann in der fahlen Haut dunkle Löcher bildeten. Die Fratzen schimmerten leicht grünlich, als hätte jemand mit Farbe darüber gestrichen, aber die Augen waren nichts anderes als tote Flecken.

Sie gingen, und sie waren nicht zu hören. Sie tappten bei jedem Schritt auf. Sie schwankten, und die halb vermoderte Kleidung klebte an ihren Körpern.

Die Seeleute hatten in ihrem Leben schon einiges gesehen, das aber ging über ihr Begreifen. Sie hielten noch ihre Becher mit den Getränken umklammert und sahen aus wie Figuren, die jemand auf das Deck gestellt hatte.

Dean Pollack konnte sich bewegen. Er konnte auch sprechen. Er fuhr zu der Blonden herum. Er wollte ihr sagen, dass sie den anderen befahl, wieder zu verschwinden, aber die Worte blieben ihm im Hals stecken. Er brauchte nur ihre Haltung zu deuten und den freudigen Gesichtsausdruck zu sehen, um zu

wissen, dass er bei ihr keine Chancen hatte. Sie machte den Eindruck, als hätte sie nur allein auf diese Szene gewartet. Alles andere war unwichtig geworden.

Einer der Blutsauger ging vor. Einen schnellen Schritt und noch einen. Er hatte sich den linken der drei Männer ausgesucht, der zu spät merkte, welches Schicksal ihm bevorstand. Bevor er sich zur Seite drehen konnte, war die Gestalt bei ihm und packte zu.

Es waren keine Hände mehr, sondern Klauen mit lang gestreckten Fingern, die ihn zu fassen bekamen.

Der Mann wurde gegen die ausgemergelte Gestalt gewuchtet. Es sah so aus, als würde der Vampir nach hinten kippen, aber er stand einfach zu fest auf den Beinen und schaffte es sogar, den kräftigen Mann vom Boden anzuheben.

Danach schleuderte er ihn mit einer scharfen Drehbewegung auf das Deck. Der Seemann schrie auf. Er wollte sich aufrappeln, als die alte Gestalt wie ein Brett auf ihn fiel, zielsicher nach seinem Kopf griff und ihn zur Seite drehte. Da half dem Seemann auch kein Trampeln und um sich Schlagen.

Der Untote ließ sich in seiner irren Gier nicht aufhalten und hackte seine spitzen Zähne in die linke Halsseite des Mannes. Als das passierte, drang aus dem Mund der blonden Bestie ein lautes Lachen. Es fegte wie ein Trompetenstoß über das Deck hinweg, und es war so etwas wie das Kommando für die drei anderen Blutsauger.

Sie befanden sich bereits in der unmittelbaren Nähe ihrer Opfer und mussten nur noch zugreifen. So einfach war das jedoch nicht mehr. Die Männer hatten ihren Schock überwunden. Sie hatten gesehen, was mit ihrem Kollegen geschehen war, und genau das wollten sie nicht riskieren.

Sie wehrten sich.

Zuerst mit den Fäusten, die die mageren Körper trafen und zurückwuchteten. Schreie gellten über das Deck. Die beiden Männer waren dabei, um ihr Leben zu kämpfen, und sie griffen

zu allem, was sich in ihrer Nähe befand.

»Es wird interessant!«, flüsterte Justine Cavallo mit scharfer Stimme. »Darauf habe ich direkt gewartet.«

Auch wenn die Bemerkung Dean Pollack gegolten hatte, er reagierte nicht darauf, weil ihn allein die Auseinandersetzung faszinierte. Er hatte längst akzeptiert, dass es Vampire gab, und jetzt wollte er sehen, ob sie es tatsächlich schafften, sich gegen die beiden letzten durchzusetzen, denn der dritte Mann lag rücklings auf den Planken, ohne sich zu bewegen und wurde ausgesaugt. Der Untote trank das Blut in gierigen Schlucken. Es war nur zu sehen, wie sich seine Wangen in dem ausgemergelten Gesicht hektisch bewegten und sich bei jedem Saugen immer wieder nach innen zogen.

Dem Kleinsten der Besatzung war es gelungen, sich zu bewaffnen. Er hatte sich eine Eisenstange geschnappt. Er schrie, als er sie anhob und sich drehte. Dabei schlug er aus der Drehung heraus zu und erwischte einen der Blutsauger am Kopf.

Das Geräusch des Aufpralls übertönte sogar noch das Klatschen der Wellen. Die Wucht trieb den Vampir zurück. An seiner Stirn war der Schädel halb eingedrückt und bot einen noch schrecklicheren Anblick. Auf dem Deck war es feucht, und das merkte auch der Blutsauger, der sich nicht mehr halten konnte. Plötzlich sah er aus, als wären ihm die Beine weggerissen worden. Er fiel hin und wurde erst von einer großen, mit Werkzeug gefüllten Kiste aufgehalten. Der Mann mit der Stange rannte weiter. Er brüllte seine Angst hinaus. Er kümmerte sich nicht mehr um die Blutsauger. Er hatte sich den Weg freigeschlagen, und sein Ziel war jetzt die Steuerbordseite des Schiffes.

Der Mann war in eine so große Panik hineingeraten, dass ihn auch die Reling nicht mehr aufhielt. Er rannte auf sie zu, kippte darüber hinweg, und er schrie nicht mal auf, als er den Weg ins Wasser fand. Das Klatschen war nicht zu hören, aber Justine

passte es nicht, dass einer entkommen war. Sie vollführte eine Bewegung, die aussah, als wollte sie ihm folgen, doch sie überlegte es sich anders und schrie: »Er wird ersaufen!«

Das hörte Dean nur am Rande. Er war Zeuge. Er musste zusehen, wie sich die Gestalten um den letzten Mann seiner Besatzung kümmerten, denn ihm war der Fluchtweg versperrt.

Sie kamen auf ihn zu und schafften es jetzt sogar, die Schwankungen des Bootes auszugleichen. Eine Waffe lag nicht in der Nähe. So blieb dem Seemann nichts anderes übrig, als sich mit den bloßen Händen gegen diese Übermacht zu verteidigen.

Er versuchte es auch. Er war kräftig. Seine Fäuste konnten wie Hämmer schlagen, und er war auch in der Lage, sie zielsicher einzusetzen. Er traf Körper, Gesichter, schrie dabei, um sich selbst anzuspornen und brachte es trotzdem nicht fertig, sich aus der Klemme zu befreien, denn die Untoten verspürten keine Schmerzen; sie waren keine Menschen. Plötzlich hingen sie wie Kletten an ihm.

Seine Arme wurden nach unten gezogen. Die Reling als Deckung und Halt verschwand ebenfalls von seinem Rücken, und vor seinen Augen tanzten die schrecklichen Gesichter mit den leeren Augen und den starren, aufgerissenen Mäulern.

Und er sah die Zähne!

Kleine Lanzen oder bleiche Messer, die aus dem Oberkiefer hervorwuchsen und zielgerecht eingesetzt werden konnten. Er hatte das Gefühl, sie bereits als Stiche auf seiner Haut zu spüren, als ihm jemand plötzlich die Beine wegtrat.

Der Schrei erstickte in seiner Kehle, als er dem Boden entgegenfiel. Er krachte mit dem Rücken auf, die Welt über ihm tanzte in verrückten Bildern, doch unter dem dunklen Himmel tauchten plötzlich die Fratzen mit den leeren Augen auf.

Raubtiere griffen ähnlich an. Der Vergleich blieb auch weiterhin bestehen, als die kleine Meute sich auf ihn stürzte. Sie kannten kein Pardon. Jeder wollte das Blut trinken, jeder wollte

sich seinen Anteil holen, und so bissen sie zu.

Der Mann schrie nicht mal. Er zuckte nur zusammen, als ihn die harten Zähne erwischten. Eine Chance, sich zu befreien, hatte er nicht. Selbst der Vampir mit dem halb eingeschlagenen Schädel hatte sich auf ihn gestürzt, um nach so langer Zeit endlich vom Blut eines Menschen zu trinken.

Die Körper der schrecklichen Wiedergänger zuckten. Sie ließen nicht mehr von ihrem Opfer ab, bis sie auch den letzten Tropfen Blut getrunken hatten.

Das alles sah Dean Pollack als Zeuge. Er schaute zu, aber er konnte nicht mehr denken. Sein Gehirn schien leer gesaugt zu sein. Er weigerte sich einfach, diesen archaischen Schrecken zu begreifen. Das machte er nicht mit. In seinem Kopf gab es eine Sperre, denn die normale Welt war hier an Bord des Schiffes auf den Kopf gestellt worden.

Es kam der Zeitpunkt, an dem auch bei ihm der Faden riss und er sich wieder wie ein Mensch fühlte. Die Leere aus seinem Gehirn verschwand. Plötzlich wurde ihm bewusst, in welch einer Gefahr er schwebte. Für ihn stand fest, dass ihn die Blutsauger nicht verschonten, denn satt waren sie bestimmt nicht, und er war als Einziger übrig geblieben.

Flucht! Weg von hier! Sich über die Reling in das kalte Wasser stürzen, in dem man vielleicht zehn Minuten, aber nicht länger überleben konnte. Es war noch immer besser zu ertrinken, als ein Schicksal zu erleiden, wie es zwei seiner Mitarbeiter erlebt hatten. Das würde Leben ohne Ende bedeuten, aber zugleich auch einen endlosen Tod.

Die vier Blutsauger bewegten sich. Sie krochen dabei wie Tiere vom Körper des blutleeren Mannes weg, den Dean Pollack jetzt wieder anschauen konnte.

Er wollte es nicht. Er wollte sich den Anblick ersparen und nur einfach weg. »Aber nicht doch!« Die zischende Stimme der Frau erreichte ihn in dem Augenblick, als er sich umdrehen wollte. Er machte trotzdem weiter, aber es kam nur zu einer

kurzen Bewegung, denn plötzlich hieb etwas gegen seinen Nacken. Es war eine Hand oder eine Klaue, hart wie Eisen, und Dean wagte nicht, sich zu bewegen. Er stand auf dem Fleck. Dabei hatte er den Kopf etwas nach vorn gedrückt und stierte aus glanzlosen Augen ins Leere. Durch den Griff spürte er nicht nur den Druck im Nacken, auch seine Gedanken und Vorstellungen waren schlagartig still gelegt worden. Er war nur noch eine Randfigur in diesem mörderischen Spiel und konnte von der Spielleiterin hin und her geschoben werden.

»Ich bestimme, was hier geschieht! Und ich bestimme auch, ob sie genügend Blut getrunken haben oder nicht. Hast du das verstanden, Käpt'n?«

Er schwieg und atmete nur heftig ein und aus.

Die Hand schüttelte ihn durch. »Ob du verstanden hast, verdammt noch mal?«

»Ja!«, flüsterte er unter Mühen, »ich habe verstanden. Ich weiß jetzt Bescheid.«

»Dann ist es gut.«

Dean Pollack rechnete damit, dass ihn die Frau loslassen würde, aber das passierte nicht. Sie hielt ihn nach wie vor fest, und so musste er zuschauen, was weiterhin gescha h.

Er hätte die Augen schließen können, aber das brachte er nicht fertig. Er sah, wie sich die Vampire aufrichteten. Ihre Bewegungen hatten sich verändert. Das getrunkene Mensche nblut musste sie geschmeidiger gemacht haben, denn sie liefen jetzt über Deck, als hätten sie sich in normale Menschen verwandelt.

Begreifen konnte der Kapitän nichts. Das alles war zu hoch für ihn. Er glotzte nur nach vorn und erlebte alles wie ein Zuschauer im Kino, der sich einen Horrorfilm ansieht.

Sie waren nicht satt. Sie rochen ihn. Sie drehten sich und glotzten ihn an.

Er konnte ihren Gesichtern nicht ausweichen, und so sah er auch das ölige Blut, das sich um die Mäuler herum verschmiert

hatte. Sie waren schlimmer als die schrecklichsten Monster aus irgendwelchen Albträumen, denn sie waren real und kein Traum. Das musste erst in seinen Kopf hinein.

Die Brut kam näher. Sie wollten ihn. Sie stießen sich an. Das Schiff schaukelte, und deshalb konnten sie nicht normal gehen. Manchmal sah es aus, als würden sie fallen, aber sie schafften es immer wieder, sich auf den Beinen zu halten.

Justine Cavallo brachte ihren Mund bis dicht an das rechte Ohr des Kapitäns. »Glaubst du eigentlich, dass sie schon satt genug sind, mein Freund? Glaubst du das?«

»Ich weiß nicht. Ich ... ich ... meine ...«

»Nein, Dean. Sie sind nicht satt. Sie haben noch immer einen verdammten Hunger nach Blut. Das solltest du wissen. Sie wollen dich leer trinken, und es gibt keinen, der sie davon abhalten könnte.«

Dean Pollack zitterte. Er wollte es nicht, aber er konnte nicht anders. Sein Körper reagierte anders als das Gehirn. Die Reaktionen ließen sich nicht mehr lenken, und so hörte er auch, wie seine Zähne hart aufeinander schlugen.

»Angst, mein Freund?«

»Ja! Ja!«, stieß er hervor. Er war jetzt auch in der Lage, um sein Leben zu betteln. Das hätte er sich nie vorstellen können, aber so kann es sich ändern.

»Du musst auch Angst haben, obwohl du ein neues Leben bekommen könntest.«

»Als was denn?«

»Als einer der unsrigen.«

Diese Antwort hatte er nicht erwartet. Sie schoss noch mehrmals durch seinen Kopf, und erst dann begriff er ihren Sinn. Justine Cavallo hatte sich selbst in die Antwort mit eingeschlossen und sich somit geoutet.

Auch sie gehörte dazu!

Auch sie musste diese Blutzähne besitzen, obwohl sie ihm die bisher nicht gezeigt hatte. Jetzt wurde ihm klar, dass sein

Leben nichts, aber auch gar nichts mehr wert war. Eine allerletzte Hoffnung hatte er noch in die Blonde gesetzt, doch dieses Gefühl war zerplatzt wie ein Regentropfen, der auf einen harten Boden fällt.

Und dann waren sie da. Sehr nahe sogar. Sie schaukelten sich heran, und sie brauchten nur ihre Arme auszustrecken, um ihn anfassen und zu sich heranziehen zu können.

Er sah ihre Köpfe, die Gesichter, aber er sah sie nicht mehr so klar. Die Angst um sein Leben hatte Deans Blick verschwommen werden lassen. Phantomschmerzen schossen durch seinen Körper bis in den Kopf hinein, und aus seinem offenen Mund drang ein heiseres Krächzen.

Die erste Berührung.

Eine kalte Hand, die sich gegen seine linke Wange legte und die Haut dort zusammendrückte. Wie die Klaue eines alten Toten. Dean wollte schreien, doch auch dies blieb ihm versagt. Stattdessen erlebte er, wie eine zweite Hand sich seinem Kopf näherte und die Mütze mit dem schmalen Schirm einfach wegfegte.

Jetzt lagen seine Haare frei.

Der Blutsauger zerrte seinen Kopf zur Seite, und Dean konnte die ruckartige Bewegung nicht mehr ausgleichen. Die Klaue blieb in seinem Haar fest gekrallt, und der Kopf blieb zur rechten Seite gezerrt.

Nichts anderes hatte der Blutsauger gewollt, denn er wollte die linke Halsseite frei haben.

Die anderen ließen ihn gewähren. Sie würden sicherlich später zubeißen und saugen. Das Gesicht des Wiedergängers näherte sich dem Hals. Es kam dabei so nahe, dass Dean den Gestank wahrnahm, der ihm aus dem Maul entgegendrang. Es war ein Geruch, wie er ihn noch nie zuvor wahrgenommen hatte. Er schien direkt aus der finsternsten Ecke der Hölle zu stammen oder von einem Friedhof her, aus dem der Gestank verwesender Leichen durch die Erde in die Höhe drang.

Er sah sogar die Risse in der fahlen Haut, so nahe war ihm die Fratze gekommen.

Er schloss die Augen - und hörte die Stimme der Blonden.

»Nein, nicht!«

Auf einmal war es still. Es kam Dean zumindest so vor. Eine Stille hielt ihn umpackt wie Watte. Er dachte, aus seinem Leben entwischen zu sein und irgendwo zwischen Himmel und Erde zu schweben, womöglich auf dem Weg in die Hölle oder in den Himmel.

»Weg mit dir! Ich brauche ihn noch! Hau ab! Du wirst noch genügend Blut bekommen!«

Es stimmte. Es war keine Täuschung.

Er hatte die Stimme tatsächlich gehört. Die Blonde scheuchte den Vampir von seinem Opfer fort. Jetzt endlich schaffte er es wieder, die Augen zu öffnen, und er erkannte auf den ersten Blick, dass er sich nicht geirrt hatte. Nicht nur der Vampir, der ihn hatte beißen wollen, zog sich von ihm zurück, sondern auch die anderen drei, denn ihnen hatte der gleiche Befehl gegolten.

Justine ließ den Mann los. Pollack hatte sich bisher darauf verlassen. Jetzt gab es für ihn keinen Halt mehr in seinem Rücken, und so erwischte ihn die Schwäche mit voller Wucht. Es war ihm nicht mehr möglich, sich auf den Beinen zu halten. Genau dort, wo er stand, brach er auch zusammen ...

Dean Pollack wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, als es ihm endlich gelang, die Augen zu öffnen und er sich wieder einigermaßen besser fühlte.

Er hatte den Eindruck gehabt, aus einer anderen Welt aufzutauchen, und jetzt schaute er sich um wie ein Fremder, der das Deck des Bergungsschiffes zum ersten Mal sah.

Es war alles anders und trotzdem gleich geblieben. Er merkte das Schaukeln, er sah die Scheinwerfer, die ihr Licht auch über

dem Deck verteilt. Er hörte das Rauchen des Meeres, in das sich das Klatschen der Wellen hineinmischt, wenn sie gegen die Bordwand schlugen, und er fühlte sich ungemein schlaff und wie leer gesaugt. Aber in seinem Kopf setzte sich der Gedanke fest, dass er nicht durch den Biss eines Vampirs sein Blut verloren hatte.

Es gab ihn noch.

Er lebte.

Er war ein Mensch!

Genau das machte ihm wieder Mut, und so versuchte er, sich aufzurichten. Die Augen behielt er dabei offen, und so dauerte es nicht lange, bis er die Blonde sah, die in seiner Nähe stand und auf ihn niederschaute. Sie lächelte.

Aber sie lächelte jetzt anders, denn sie hatte die Lippen verzogen und dadurch die Zähne gefletscht.

In diesem Augenblick erkannte der Kapitän das wahre Gesicht dieser Person. Auch wenn sie äußerlich aussah wie ein Mensch, wie die perfekte Frau, sie war es in Wirklichkeit nicht, denn sie war nicht anders als die Gestalten, die aus dem Wasser gekommen waren und auf dem Deck das Blut gesaugt hatten. »Du lebst, Käpt'n!« Dean Pollack konnte nichts erwidern, er grinste nur schwach.

»Glaubst du mir nicht?« Justine beugte sich tiefer. Ihr hatte seine Reaktion nicht gepasst. »Doch, ich glaube dir.« »Wunderbar«, flüsterte sie mit heiserer Stimme. »Und weißt du auch, wem du dein Leben zu verdanken hast?«

Dean wusste es. Er sagte es nur nicht. Er lebte für den Augenblick, aber er wusste nicht, wie es am nächsten oder am übernächsten Tag aussehen würde. So schaltete er seine Gedanken einfach ab und ließ die Blicke über das Deck gleiten. Sie waren noch da, aber sie hielten sich zurück und hatten schattige Orte aufgesucht.

Auf dem Boden lagen die beiden Männer der Besatzung. Leute, auf die er sich schon seit Jahren hatte verlassen können,

und jetzt dies. Sie lagen auf dem Bauch und sahen aus wie Tote, die von Kugeln dahingerafft worden waren.

Aber sie waren nicht tot. Sie lebten nicht, wie man es als normal ansah, sie existierten nur noch, und sie waren auch in der Lage, sich zu bewegen. Durch ihre Körper lief ein Zucken.

Sie wurden leicht geschüttelt. Arme und Beine rutschten hin und her. Finger zogen sich zusammen, um Krallen zu bilden, aber sie brachten es nicht fertig, auf die Beine zu gelangen, und so blieb ihr Platz nach wie vor das Deck.

Dean Pollack ließ sich nicht täuschen. Es war nur der Anfang. Er zählte sich nicht eben zu den Kennern der Materie, aber er wusste sehr genau, dass sie irgendwann eine bestimmte Kraft in sich spürten, mit der sie auch umgehen konnten.

»Steh auf!«

Die Stimme der Blonden riss ihn aus seinen Gedanken.

Pollack schrak zusammen, zog auch den Kopf ein, war jedoch nicht in der Lage, sich auf die Füße zu stellen. Er hockte noch zitternd am Boden, was Justine nicht passte.

Wieder griff sie zu und wieder umfasste sie seinen Nacken. In der nächsten Sekunde schrie er auf. Da wurde er von einer Kraft in die Höhe gerissen, die er bei einem Menschen nicht für möglich gehalten hätte, obwohl dieser Mensch kein echter war.

Man zerrte ihn nicht nur hoch, nein, er glitt auch höher und höher und sah plötzlich, weil er zudem noch auf den Bauch gedreht worden war, die Blonde unter sich. Sie hielt ihn mit einer Hand fest, die sie gegen seinen Gürtel gedrückt hatte, und in dieser Haltung konnte er auf sie niederschauen.

Justine hatte den Kopf in den Nacken gedrückt. Sie schickte ihm ihr hartes Lachen entgegen. Sie war in ihrem Element, und als das Lachen stoppte, da sprach sie ihn an.

»Was glaubst du, wer du bist, Kapitän? Nichts bist du. Ein Nichts, das merkst du immer deutlicher. Ich habe nicht nur die Macht, ich besitze auch die Kraft, dich fertig zu machen. Ich kann tun und lassen mit dir, was ich will. Du bist ein Spielball

in meinen Händen, und du bist mein Proviant.« Sie hatte ihren Spaß und drehte den Mann ein paar Mal um die eigene Achse, bevor sie sich entschloss, ihn wieder loszulassen. Er fiel - und wurde aufgefangen und auf die Beine gestellt. Sie hatte mit ihm gespielt wie mit einem kleinen Kind.

Dean Pollack prallte auf. Allerdings mit den Füßen zuerst, sodass er stehen bleiben konnte und keine Hilfe benötigte. Nur der leichte Schwindel ärgerte ihn noch, aber er hatte sich wieder schnell im Griff, wenn auch nur äußerlich.

Wieder lächelte die Cavallo. »Muss ich dir noch mehr beweisen, Sir?«

Dean schüttelte den Kopf. »Nein, nein!«, keuchte er, »es reicht. Ich weiß jetzt Bescheid.«

»Wunderbar. Dann musst du auch akzeptieren, dass ich ab jetzt hier das Kommando habe.«

Pollack wusste nicht, was sie damit meinte. Er fühlte sich sowieso schon längst nicht mehr als Chef an Bord. Sie sah, dass er mit ihrer Antwort nicht zurechtkam und tippte ihm kurz mit der Spitze des rechten Zeigefingers gegen die Brust.

»Ab jetzt bestimme ich den Kurs, verstehst du? Du wirst fahren, wohin ich will.«

»Das habe ich schon immer getan.«

»Aber jetzt haben wir ein neues Ziel.«

Dean nickte, wobei er zugleich fragte: »Wohin soll die Reise denn gehen?«

»Das Ziel ist Coomb Island ...«

Tom Carry war meinem Vorschlag zwar gefolgt, doch begeistert sah er nicht aus. Wir hatten wieder unsere alten Plätze eingenommen, und er saß auf seiner Bank wie ein Grübler, der über alle Schlechtigkeiten der Welt nachdachte.

Ich war davon überzeugt, dass mir in dieser Nacht noch

manche Schlechtigkeit begegnen würde. Bisher hatte ich nur einen Blutsauger gesehen und ihn auch vernichten können. Damit aber war das Netz nicht gerissen. Ich glaubte nach wie vor an seine Existenz und konnte mir auch vorstellen, dass wir uns schon darin verfangen hatten, ohne es bemerkt zu haben.

Das fremde Schiff bereitete mir Sorgen. Ich sah es noch immer nicht, aber das Licht blieb. Es schien auf dem Wasser regelrecht fest geleimt zu sein und gab auch weiterhin diesen fahlen Glanz ab, der unser Ziel markierte.

Ich wusste nicht, ob das Boot schneller fahren konnte, mir jedenfalls kam unser Tempo recht langsam vor. Zudem herrschte in diesem Gebiet auch eine nicht unbeträchtliche Strömung, die oft die Richtung wechselte, sodass es der offene Fischerkahn nicht leicht hatte, gegen diese Unbilden der Natur anzukämpfen.

»Warum bist du eigentlich so scharf darauf, an diesen Kahn heranzukommen?«, rief Tom Carry.

»Weil er nicht hierher passt.«

»Das sagt eine Landratte?«

»Ja, denn auch die können denken. Übrigens sind Ratten ziemlich schlau, das sollte sich selbst bis zu euch herumgesprochen haben, mein Lieber.«

»Ja, ja, ich weiß, aber warte ab. Es wird nichts bringen, wenn wir dort sind.«

»Um so besser.«

Ich wusste, dass er diese Erwiderung nicht begriffen hatte, aber ich fügte auch keine genaue Erklärung hinzu, und auch Tom Carry hielt jetzt seinen Mund.

Wellenberge wechselten sich mit Wellentälern ab. Eine lange Dünung sorgte dafür, und ich war froh, eine dicke Jacke zu tragen, denn oft genug spritzte das Wasser als Gischt über und klatschte gegen meinen Körper und in das Gesicht hinein.

In mir steckte eine Unruhe, für die es sichtbar keinen Anlass gab. Nicht einmal die Anwesenheit des Schiffes hätte im

Normalfall dafür gesorgt, aber ich kannte Justine Cavallo, wusste wie raffiniert ihre Pläne waren, und mein Gefühl sagte mir, dass sie etwas mit dem fremden Schiff zu tun hatte.

Ein von Vampiren gekapertes Schiff konnte zu einer verdammt großen Gefahr werden. Da würden Vampirpiraten entstehen, die den normalen Menschen auflauerten und sie leer saugten.

Ich hatte mittlerweile meinen Platz verlassen und mich zum Bug begeben. Dort hockte ich auf den Knien, schaute über die Bordwand hinweg und beobachtete die wogende Wasserfläche.

Das Ziel rückte näher. Mit jeder Minute, die verging, sah ich es besser. Es lag tatsächlich auf der Stelle, und die dort angebrachten Scheinwerfer warfen auch weiterhin ihre Lichtstreifen gegen das Wasser.

Als ich hinter mir Toms Lachen hörte, drehte ich mich um. Grundlos hatte er sich nicht gemeldet. Sein Lachen ging in ein Husten über, weil er sich verschluckt hatte. Das Geräusch bekam er sehr bald wieder unter Kontrolle, und dann schreckte er mich mit seiner Meldung auf.

»He, Sinclair, weißt du, was das für ein Kahn ist?«

»Nein, das weiß ich nicht!«

»Ein Bergungsschiff!«

Ich war zunächst mal still. Dann rutschte die Frage heraus, die mir auf der Zunge lag. »Was gibt es denn hier in der Umgebung zu bergen?«

»Keine Ahnung.«

»Und du hast dich nicht getäuscht?«

»He, wer ist hier der Fachmann?«

»Schon gut, Tom.«

Ich beendete meine Fragerei und dachte selbst nach. Was tat ein Bergungsschiff hier in der Nähe der schottischen Küste? Es lag auf der Hand. Die Besatzung wollte etwas aus der Tiefe der See holen. Ich wusste auch, dass in früheren Zeiten zahlreiche Schiffe gesunken waren, die wertvolle Ladungen an Bord

gehabt hatten.

Es gab immer wieder Crews, die sich zusammenfanden, um diese Ladungen zu heben. Aber diese Routen lagen an anderen Orten. Mehr in der Karibik. Von der schottischen Küste hatte ich da wenig gehört, denn die großen Schifffahrtsrouten führten woanders hin.

Der Kahn gab mir Rätsel auf. Da auch das Deck zum Teil erleuchtet war, erkannte ich, dass sich Tom Carry nicht geirrt hatte. Das Schiff war mit den entsprechenden Einrichtungen versehen, denn mir fielen die langen Arme der Bergungskräne ins Auge. Allerdings waren sie nicht in Betrieb.

»Willst du es entern, Sinclair?« Wieder riss mich Toms Stimme aus meinen Überlegungen.

»Kann sein.«"

»Dann ohne mich. Das ist nicht mein Ding, hörst du. Ich bin Fischer und kein Pirat.««

»So sehe ich mich auch nicht. Aber hier geht es um Dinge, die«

Ich sprach den Satz nicht mehr aus, denn ich hatte etwas gesehen, was mich voll und ganz überrascht und sprachlos gemacht hatte.

Vor uns schaukelte etwas auf dem Wasser. Es war kein Treibholz, denn es bewegte sich noch aus eigener Kraft, wenn auch sehr matt. Ein länglicher Gegenstand, der aber nicht die Form eines Bretts besaß, denn nach einem erneuten Auftauchen erkannte ich ihn besser.

Es war ein Mensch!

Mein Schock dauerte nur wenige Herzschläge lang, in denen ich den Mann nicht aus den Augen ließ, der durch die Wellen nach Backbord getrieben wurde und sich in den folgenden Sekunden immer weiter von unserem Boot entfernen würde.

Ich musste etwas tun, denn Tom Carry hatte den Mann noch nicht gesehen. Deshalb schrie ich einen Satz, der alle Seeleute aufschreckt.

»Mann über Bord!«

Tom Carry reagierte überraschend fix. Meine Stimme war kaum verklungen, da stellte er den Motor ab. Natürlich trieben wir noch weiter, aber Tom verließ seinen Platz und kam zu mir.

»Wo?«

»Backbord.«

Er schaute hin. »Scheiße, der säuft fast ab!«

Und dann handelte er. Er griff nach einem Rettungsring und schleuderte ihn genau in dem Augenblick los, als der Körper durch eine lange Welle angehoben wurde.

Ich hätte wahrscheinlich nicht so gut gezielt, aber Carry war routiniert genug, um sein Ziel zu treffen. Der helle Rettungsring huschte über die Wellen hinweg und klatschte genau neben dem Kopf des Mannes ins Wasser.

»Pack ihn!«, brüllte Carry.

Seine Stimme übertönte selbst das Rauschen der Wellen. Er kniete und hielt die Leine fest, mit der der Rettungsring verbunden war.

Der Mann im Wasser reagierte tatsächlich. Die Stimme musste ihn noch einmal aus seinem Zustand der Lethargie hervorgeholt haben. Zumindest wischte ein Arm so hoch aus dem Wasser, dass er damit, wenn er ihn fallen ließ, den Korkring erwischen konnte.

Er schaffte es tatsächlich. Sein Arm klatschte auf den Ring, eine Hand tauchte durch die Mitte in das Loch und klammerte sich dann an der Seite fest.

»Super!«, brüllte Tom. »Das ist genau richtig. Und jetzt nicht loslassen.« Um mich kümmerte er sich nicht. Er brauchte mich auch nicht als Helfer, er wusste sehr genau, was zu tun war, denn da erkannte man in ihm den versierten Fachmann.

Hand über Hand zog er den Ring mit seiner menschlichen Last näher an unser Boot heran. Ich kniete neben Carry und drückte ihm die Daumen, dass alles so klappte wie wir es uns vorstellten und der Mensch am Leben blieb.

Er musste einen Krampf bekommen haben, denn er ließ nicht los. Selbst als er von Wellen überspült wurde, hielt er sich an diesem runden Ding fest, und so zog ihn Tom Carry immer näher an die Bordwand heran. Nur noch wenige Sekunden, dann hatten wir ihn endgültig.

Carry warf einen Blick nach rechts und schaute mich kurz an. Ich erkannte, dass sein Gesicht von der Anstrengung und auch der Spannung gezeichnet war.

»Jetzt pass auf, Sinclair! Jetzt musst du mir helfen! Wenn er da ist, greif zu und zieh ihn hoch!«

»Klar!«

Auch ich war in diesem Moment voll konzentriert. Ich beobachtete das Wasser, ich ließ den Mann nicht aus den Augen, der sich matt bewegte, und dann packte ihn eine Welle, die ihn direkt auf die Bordwand zuschleuderte.

Er wäre dagegen geprallt, aber ich war schneller und tauchte meine Arme in das kalte Meerwasser. Schon mit dem ersten Griff bekam ich ihn unter den Armen zu fassen. Die Hände hingen an den Achselhöhlen fest. Durch den Rettungsring erschien mir der Körper leichter geworden zu sein. Neben mir hörte ich Carrys Stimme.

»Gut, Sinclair, gut! Alles klar bis jetzt. Hieve ihn hoch! Aus dir wird noch mal ein echter Retter.«

»Aber nur mit Pamela Anderson.«

»Wer ist das?«

»Vergiss es.« Ich hielt den Mann fest und wartete wieder auf die nächste Welle, die es mir leichter machte.

Ja, sie schwappte heran und klatschte gegen den unteren Körper des Mannes. Sie hob ihn an, ich warf meinen Körper nach hinten und zog meine menschliche Beute so über die

Bordwand hinweg.

Da Tom Carry mich bei meinen Bemühungen unterstützte, war es recht leicht, den Mann aufs Trockene zu bekommen und ihn auf den Rücken zu legen. Das Licht unserer Positionslaterne fiel so weit nach unten, dass es über das Gesicht des Mannes hinwegzuckte. Er lebte, und er atmete noch. Er keuchte, er würgte, er spie Wasser, und als wir ihn genauer anschauten, da war zumindest ich davon überzeugt, Panik in seinen Augen leuchten zu sehen.

Tom holte eine Decke aus einer Kiste hervor..

»Die braucht er. Der Mann ist bestimmt unterkühlt. Ein paar Minuten später, und er wäre daran gestorben.« Gemeinsam wickelten wir ihn in die Decke ein. Er zitterte, er bewegte seine Lippen, ohne es zu wollen, er hatte die Augen verdreht, und die Haut in seinem Gesicht kam mir blau und verfroren vor. »Kennst du ihn?«, fragte ich Tom. »Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Von der Insel jedenfalls ist er nicht. MUSS einer vom Festland sein. Egal, sind ja auch Menschen«, erklärte er in seinem typischen Humor und holte dann aus seiner Innentasche eine flache Flasche hervor, die mit einer bräunlichen Flüssigkeit gefüllt war. »Rum?«, fragte ich. »Genau, denn der tut ihm jetzt gut.« Wenn Tom das sagte, musste das stimmen, denn er war der Mann mit den entsprechenden Erfahrungen. Er lachte. »Hoffentlich kann der Gute auch trinken. Wäre wirklich schade um den guten Schluck.«

Tom setzte die Öffnung an. Es klappte besser als gedacht. Zwar liefen einige Rinnsale über das Kinn des Mannes, aber das meiste verschwand in seinem Mund.

Ich wusste den Schiffsbrüchigen in guten Händen und blickte noch mal zu diesem großen Schiff hinüber. Der Mann wäre ertrunken, wenn wir ihn nicht aus dem Wasser gezogen hätten. Es stand fest, dass er von irgendwo herstammen musste, denn einfach vom Himmel gefallen war er bestimmt nicht. Da kam für mich nur das Schiff in Frage. Aber warum er über Bord

gesprungen oder geworfen worden war, das stand noch in den Sternen. Das mussten wir herausfinden, und ich hoffte, dass der Mann in der Lage war, es zu sagen.

Tom Carry hatte das Gesicht des anderen abgetrocknet. Er rieb über die kalten Wangen hinweg, während der Gerettete hustete und noch immer zitterte. Er war in meinem Alter, um sein Kinn herum klebten dünne Barthaare, und das übrige Haar war ihm entweder ausgefallen oder er hatte es sehr kurz geschnitten, weil es auf seinem Kopf so gut wie nicht zu sehen war.

Tom Carry bemerkte meinen Blick und kam meiner Frage zuvor. »Ich denke, wir haben ihn so weit, dass er reden kann. Was meinst du, Sinclair? Stammt er vom Schiff?«

»Sicher. Vom Himmel gefallen ist er nicht.«

»Dann frage ich mich, warum ihn die anderen nicht aus dem Wasser geholt haben.« Tom verengte die Augen und warf einen Blick über das Wasser. »Allmählich habe ich das Gefühl, dass ich dir Recht geben muss. Hier scheint einiges nicht in Ordnung zu sein.«

»Das werden wir hoffentlich von ihm erfahren.«

Tom flößte ihm noch einen Schluck Rum ein. Diesmal trank der Mann besser. Er verschüttete kaum etwas, und Tom musste die Flasche dann zurückziehen, weil der Mann nicht genug von dem Zeug bekommen konnte.

Er lag auf dem Rücken und verdrehte die Augen, weil er uns beide anschauen wollte. Ich lächelte ihm zu, während Tom die Flasche zudrehte und verschwinden ließ.

»Können Sie reden?«, fragte ich.

Er zögerte mit einer Antwort. Als ich in seine Augen schaute, las ich dort das Gefühl der Angst. Es steckte tief in ihm, und ich fragte mich, ob es die Angst vor dem Ertrinken oder vor etwas anderem war.

»War knapp«, sagte er.

»Stimmt.« Ich lächelte. »Aber wir haben es geschafft, und

jetzt geht es weiter.«

»Ja«, flüsterte er und fügte noch etwas hinzu, was mich stutzig machte. »Für mich.«

Bevor ich näher auf die Bemerkung eingehen konnte, stellte Tom Carry eine Frage. »Hast du auch einen Namen?«

»Taggart, Kevin Taggart.«

»Okay, ich heiße Tom, und das ist John. Wir sind Fischer. Hast verdammtes Glück gehabt, dass wir dich rausgezogen haben, aber wer hätte auch denken können, dass du bei einem solchen Wetter baden gehst?«

Taggart ging nicht auf die Bemerkung ein. Er fragte mit leiser Stimme: »Fischer seid ihr?«

»Klar doch.«

»Dann haut ab«, erklärte er hustend und keuchend. »Dann haut ab so schnell wie möglich. Haut alle ab. Hier ist die Hölle ausgesprochen, und ich bin ihr entkommen.« Taggart erinnerte sich wieder an sein Schicksal, und in seinen Augen leuchtete jetzt die blanke Angst. »Ja, ich habe die Hölle erlebt. Sie ist grauenhaft, nicht zu fassen ...«

Bevor er durchdrehte, legte ich ihm eine Hand auf die Stirn. »Bitte, Kevin, nicht alles auf einmal. Erzähle der Reihe nach, falls du es schaffst.«

Der Mann verdrehte die Arme. Er leckte über seine Lippen. Er schluckte und sagte dann: »Ich bin wohl der Einzige, der es geschafft hat. Der Einzige. Das Schiff ist verseucht. Sie ... sie ... sind aus der Tiefe gekommen. Sie müssen auf dem Meeresgrund gelauert haben. Es ist furchtbar. Sie leben nicht mehr, aber sie sind auch nicht tot, denn sie wollen Blut! Ja, Blut...«

Er hatte viel geredet und wenig Zusammenhängendes gesagt. Aber was wir gehört hatten, setzte zumindest mich in Alarmstimmung, denn einiges wies darauf hin, dass Justine Cavallo ihre Hände mit im Spiel hatte. Wesen, die keine Menschen waren und trotzdem so aussahen und nicht lebten, das konnte auch eine andere Umschreibung für Vampire sein.

Taggert rollte jetzt mit den Augen. Er begann wieder zu zittern. Die Erinnerung war einfach zu viel für ihn, und er schaute uns fast bittend an, als könnten wir die Gespenster seiner Erinnerung vertreiben.

»Was hat er da gesagt?«, flüsterte Tom mir zu.

»Die Wahrheit.«

»Wie?«

»Er hat auf dem Schiff die Hölle erlebt. Das müssen wir ihm zugestehen. Ich weiß nur noch nicht, wie es genau abgelaufen ist. Das möchte ich noch klären.«

»So was glaube ich nicht.« Tom schüttelte heftig den Kopf, als müsste er sich selbst noch überzeugen.

Ich griff das Thema bei ihm nicht mehr auf, sondern wandte mich an Kevin Taggert. »Okay, Kevin, bist du in der Lage, mir alles so zu erzählen, wie es passiert ist?«

»Das war die Hölle.«

»Ich weiß. Ich weiß auch, wie schwer es dir fallen wird, darüber zu reden, aber wir müssen es wissen.«

Er blies die Luft aus. Er verdrehte die Augen und sprach davon, dass er Vampire gesehen hatte. Ich hakte nach, und so erfuhren wir nach und nach, was dort auf dem Deck des Schiffes passiert war. Wir wussten dann auch, weshalb es genau an dieser Stelle dümpelte. Die Mannschaft hatte nach einem Klein-U-Boot tauchen müssen, um die Einstiegs Luke zu öffnen.

Dann war das Grauen über die Menschen gekommen. Wenn alles stimmte, was Taggert erzählte, dann hatten wir es mit mindestens vier Vampiren zu tun. Ihm war die Flucht gelungen, aber er hatte auch etwas Wichtiges zu uns gesagt.

Mir war jetzt endgültig klar, wer hier die Fäden in den Händen hielt. Justine Cavallo, denn sie hatte auf dem Schiff das Kommando übernommen und nicht mehr der Kapitän. Sie musste ich noch hinzuzählen, und möglicherweise hatte sie auch den Kapitän zu einem Blutsauger gemacht. Rechnen

müsste ich mit allem.

Tom Carry hatte zugehört und sich dabei eines Kommentars enthalten. Seine Augen waren im Verlauf des Berichts, nur immer größer geworden. In seine Angst hatte sich das Staunen hineingemischt. Beides hatte aus seinem Gesicht eine Maske werden lassen.

Er blickte mich an. Ich sah, dass ihn Fragen quälten, doch er war nicht in der Lage, sie zu stellen. Er schüttelte nur einige Male den Kopf.

Schließlich rang er sich zu einem Kommentar durch.
»Glaubst du das alles, John?«

»Ja, das glaube ich.« .

»Aber es gibt keine Vampire.« Sein Gesicht war mit einer Gänsehaut überzogen.

»Leider hast du Unrecht, Tom. Auch mir wäre es lieber, würde es sie nicht geben, aber ich hatte leider in meinem Job zu oft mit ihnen zu tun. Das ist nun mal so. Du kannst es auch als Schicksal ansehen, doch es ist sinnlos, darüber zu diskutieren. Ich habe mich damit abgefunden und tue mein Möglichstes, um diese Pest auszurotten.«

»Aber du hast es nicht geschafft -oder?«

Mein Lächeln wirkte verloren. »Das schafft man wohl nie, mein Freund. Es ist der berühmte Kampf gegen den Kraken. Schlägst du ihm ein Tentakel ab, dann wachsen sofort weitere nach. Daran muss man sich leider gewöhnen.«

»Ich kann das trotzdem nicht verstehen.« Er schauderte leicht zusammen. »Auch einige Leute von uns spinnen Seemannsgarn zusammen, aber darüber lachen wir dann.«

»Nur ist das leider nicht zum Lachen.«

»Ja, leider.« Er traute sich nicht, zum Bergungsschiff zu schauen, sondern fragte: »Kannst du vielleicht sagen, was sie jetzt vorhaben? Weißt du schon was?«

Natürlich wusste ich es. Ich kannte das Ziel. Vampire wollen Blut, und wenn man sie nicht dabei störte, konnte es leicht zu

einer Katastrophe kommen.

»Nein, Tom, da müssen wir abwarten.«

»Aber es muss doch irgendwie weitergehen!«

»Ja, das stimmt. Nur möchte ich dich bitten, dass du dich heraushältst, Tom.«

Er schaute mich an, und seine Augen quollen dabei beinahe aus den Höhlen. So sah er aus wie jemand, dem plötzlich eine Idee gekommen war. »Raushalten?«, hauchte er und schüttelte den Kopf. »Nein, das geht doch wohl nicht mehr. Ich weiß auch, dass du mir nicht die Wahrheit gesagt hast, Sinclair. Die haben ein Ziel. Du kennst es. Scheiße, du kennst es ganz genau! Es ist Coomb Island, nicht?«

Ich schwieg.

»Sag was!«, fuhr er mich an. Es sah so aus, als wollte er mich packen und durchschütteln, aber er hielt sich zurück.

»Ja«, sagte ich dann, »es kann durchaus möglich sein, dass es die Insel werden kann. Das wird sich noch herausstellen. Sie werden bestimmt nicht bis zum Hell werden auf dem Meer liegen bleiben. Deshalb sollten wir zusehen, dass wir die Insel so schnell wie möglich erreichen. Dort können wir sie dann in Empfang nehmen.«

Ich hatte ihm gesagt, was ich dachte. Es schien falsch gewesen zu sein, denn Tom Carry bekam den Mund nicht mehr zu. Erst nach einigen Sekunden gab er die Antwort. »Dann haben wir keine Chance mehr, Sinclair. Wenn sie auf der Insel sind, ist alles vorbei. Meine Frau, meine Tochter, die anderen Frauen und Kinder ...«

»So weit darf es eben nicht kommen.« »Willst du das verhindern?« »Zumindest werde ich es versuchen.« Er stöhnte auf und schlug die Hände vors Gesicht. Dabei schüttelte er den Kopf, als könnte er das alles nicht fassen, was ihm widerfahren war. Für ihn war eine Welt zusammengebrochen, und diese Stellen waren nicht so leicht zu kitten.

Ich wollte mit ihm auch nicht weiter diskutieren und drehte

mich so herum, dass ich einen Blick auf das Bergungsschiff werfen konnte. Noch lag es wie ein großer Klotz auf den Wellen, doch meine Drehung schien wie eine Zündung gewesen zu sein, denn in den nächsten Sekunden gab es dort eine Veränderung.

Die Scheinwerfer erloschen. Plötzlich zog sich das Licht zurück, und der Schleier der Dunkelheit senkte sich über das Schiff. Für mich sah es so aus, als wäre es plötzlich in einem Bermuda-Dreieck verschwunden und damit auch für alle Zeiten nicht mehr zu sehen.

Genau das glaubte ich nicht. Es war nicht weg. Wir würden noch einiges mit diesem verdamten Vampir-Schiff erleben, dafür sorgte allein die Anwesenheit einer Justine Cavallo.

Die Blutsaugerin hatte sich ein perfektes Timing ausgesucht. Die Männer hatten die Insel verlassen und waren zum Fischen aufs Meer hinausgefahren. Mit den zurückgebliebenen Frauen und Kindern würde sie leichtes Spiel haben, und so konnte sie ihre tödliche Saat säen, ohne dass sie Widerstand zu erwarten hatte.

Ich kam mir plötzlich verdammt klein auf unserem Boot vor. Man konnte es mit einer Nusschale vergleichen, die auf dem Wasser schwamm und dabei die ewigen Schaukelbewegungen erlebte. Dass wir zurück auf die Insel mussten, stand fest, aber ich wollte erst wissen, was sich auf dem anderen Schiff tat.

Es fuhr!

Zu hören war es nicht, aber ich orientierte mich an dem Gischtstreifen am Bug des Schiffes, der auf den Wellen weiterwanderte. Auch Tom Carry war aufgefallen, dass sich das Bergungsschiff in Bewegung gesetzt hatte. Er gab keinen Kommentar ab. Ich hörte ihn nur hechelnd atmen. Erst nachdem eine gewisse Zeitspanne verstrichen war, stand für uns beide fest, welches Ziel das Schiff hatte.

Es war tatsächlich Coomb Island!

Mir stellte sich sofort die Frage, ob Justine Cavallo das Schiff

lenkte oder der Kapitän. Normalerweise kannten Vampire kein Pardon. Sie fielen jeden an, der sich in ihrer Greifweite befand. Aber die blonde Bestie war schlau. Sie verfolgte immer einen bestimmten Plan. Dabei stellte sie oft ihre Interessen zurück, wenn es der eigentlichen Sache diente.

Also würde sie meiner Meinung nach den Kapitän benutzen, um sicher auf die Insel zu gelangen.

»Scheiße, Sinclair, Scheiße!«, flüsterte Tom Carry. »Weißt du wo sie hinwollen?«

»Ja.«

»Und sie sind schneller als wir.«

»Glaube ich auch.«

Er hieb seine Hand auf meine rechte Schulter. »Und was machen wir jetzt, verdammt?«

»Fahren auch hin!«

Tom sagte nichts. Stattdessen schaute er zu, wie ich mein Handy aus der Tasche holte. Für mich war es jetzt wichtig, meinen Freund Suko zu erreichen ...

»Wollen Sie noch was trinken, Suko?«

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Nein, Amy, das ist zwar lieb gemeint, aber die Flasche Wasser hat mir gereicht.«

»Ich brauche einen Whisky.«

»Er sei Ihnen gegönnt.«

Rose Carry hatte sich zurückgezogen. Amy war mit Suko in der Gaststätte geblieben. Er hatte einfach das Gefühl, an einem Ort bleiben zu müssen, über dem nur äußerlich eine gewisse Ruhe lag. Es konnte so viel passieren, denn die Nacht stand erst an ihrem Beginn und war noch lang.

Amy schaute Suko über den Rand des Glases hinweg an. »Sie sehen verdammt sorgenvoll aus.«

»Sieht man das?«

»Sonst hätte ich es nicht gesagt.«

»Da haben Sie Recht. Ich mache mir auch Sorgen. Was wir hier erlebt haben, kann erst ein Anfang gewesen sein. Andere Kräfte sind unterwegs, und die dürfen wir nicht unterschätzen. Ich will nicht Schwarz malen, aber stellen Sie sich darauf ein, dass es unangenehm werden kann. Da ist es sogar hilfreich, dass hier die Knoblauchstauden hängen, obwohl sie keine absolute Sicherheit bedeuten, aber sie werden die Blutsauger erschrecken, wenn sie dann die Insel hier betreten.«

»Daran glauben Sie?« »Ich rechne damit.« »Aber wie kann das geschehen?« »Sie werden gebracht werden und ...«

Es meldete sich Sukos Handy. Er wusste, dass es nur John sein konnte, der etwas von ihm wollte. Und so war es dann auch. Suko gehörte zu den Menschen, die sich in der Gewalt hatten. So zeigte er nach außen hin auch nicht, wie sehr ihn die Meldung seines Freundes erschütterte.

Nach einer Weile sagte er: »Danke, dass du mir Bescheid gegeben hast. Ich werde natürlich dort sein und mir anschauen, was passiert.« Er hörte noch eine Weile zu, gab auch knappe Antworten, dann ließ er das Handy verschwinden und schaute Amy dabei mit einem besonders langen Blick an. Sie verstand. »He, es gibt wohl Ärger, wie?«

»Das kann man wohl sagen. Zumindest deutet einiges darauf hin.« »Was ist denn los?« »Wir werden Besuch bekommen. Oder besser gesagt, die Insel wird Besuch erhalten.« »Von wem?«

»Von einem Schiff. John Sinclair sprach von einem Bergungsschiff, das die Insel hier anlaufen wird. Es hat zuvor auf dem Meer gelegen und dort etwas aus der Tiefe geholt.«

Amy Carry schluckte. Sie schnaufte auch, und sie schüttelte dabei den Kopf. »He, Sie sagen das mit einem so komischen Unterton in der Stimme. Ist irgendetwas passiert?«

»Es ist kein normales Schiff mehr. Äußerlich schon, aber nicht, was die Besatzung anbetrifft.« »Wie meinen Sie dass

denn?« »Wir müssen damit rechnen, dass nur noch der Kapitän normal ist. Alle anderen Besatzungsmitglieder sind leider zu Vampiren geworden. Ich weiß, dass es sich schrecklich anhört, Amy, aber Ihnen kann ich es sagen. Sie haben den Blutsauger in der Ruine selbst erlebt und wissen, wovon hier gesprochen wird.«

Amy Carry sagte zunächst nichts. Sie schaute Suko nur intensiv an. Dann hob sie ihr Glas und trank einen Schluck Whisky, als könnte sie damit ihre Furcht wegspülen.

»Wie viele sind es denn?«, flüsterte sie, nachdem sie sich wieder gefangen hatte.

»Das konnte John Sinclair auch nicht genau sagen. Aber wir müssen uns schon auf etwas gefasst machen.«

»Ja, ja«, sagte sie leise und bekam große Augen. »Aber was tun wir dagegen?«

Suko zuckte die Achseln. »Ich habe noch keine Ahnung. Wir dürfen nur nicht in Panik verfallen und Fehler begehen. Ansonsten weiß ich schon, wie ich vorgehen werde.«

Amy fragte nicht nach. Sie wollte nur wissen, was mit den anderen Menschen auf der Insel war. »Die ... die ... müssen wir doch warnen, Suko. Sie müssen wissen, was auf sie zukommt. Es gibt ja unten noch Boote. Vielleicht gelingt es ihnen, Coomb Island zu verlassen. Das ist ja alles noch möglich.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Suko.

»Wieso? Warum nicht?«

»Weil die Zeitspanne einfach zu kurz ist«, erwiderte er. »Ich denke, dass die meisten der Bewohner hier bereits schlafen. Sie zu wecken und ihnen begreiflich zu machen, welche Gefahr auf sie zukommt, das kostet Zeit, die wir nicht haben. Zudem mussten wir uns um sie kümmern und wären von der eigentlichen Aufgabe abgelenkt. Das können wir auf keinen Fall riskieren. Ich möchte deshalb nicht, dass die Menschen hier gewarnt werden und in Panik verfallen.«

Amy hatte zugehört. Überzeugt worden war sie nicht, und sie

hielt auch damit nicht hinter dem Berg. »Bitte, Suko, Sie sagen das einfach. Aber was sollen wir denn machen?«

»Wir werden sie erwarten. Oder ich werde sie erwarten!«

»Nein!«, schnappte sie. »Sie allein?«

»Nicht nur. John Sinclair befindet sich ebenfalls wieder auf der Rückfahrt.«

Amy schwieg. Sie wusste nicht mehr, was sie sagen sollte. Sie senkte den Blick und schloss für einen Moment die Augen. Suko sah, dass sie mit den Tränen kämpfte.

Erst als Amy hörte, dass er seinen Stuhl zurückschob, schaute sie ihn wieder an. »Sie haben sich nicht anders entschieden, wie?«

»Genau.«

Amy holte tief Luft, dann stand auch sie auf. »Ich bleibe nicht hier!«

Suko drehte sich um. Er hatte bereits nach seiner Jacke gegriffen und hielt sie in der rechten Hand. »Moment mal, Amy, ich habe vor, mich ...«

»Sie können sagen, was Sie wollen«, unterbrach sie ihn, »ich muss einfach an Ihrer Seite bleiben. Ich will sehen, wenn das Schiff in den Hafen einläuft. Und ich will sehen, welche Gestalten an Bord sind und auf die Insel kommen wollen.«

»Wo willst du hin?«

Keiner von ihnen hatte Rose Carry gesehen, die eine Tür geöffnet und die Gaststätte betreten hatte. Den größten Teil des Gesprächs hatte sie nicht gehört, aber sie ahnte, dass hier etwas nicht stimmte, und sie kam mit langsamem Schritten näher.

Aus Amy brach es hervor. Sie konnte sich nicht mehr zurückhalten. Ihre Stimme überschlug sich fast, und sie verschluckte einige Worte, als sie erzählte, was geschehen war.

Rose Carry wurde bleich. Zwei Mal schlug sie ein Kreuzzeichen, schloss die Augen, holte tief Luft, schüttelte den Kopf und wurde immer bleicher.

»So sieht es aus, Mutter. Wir sind ... verdammt, wir können

nicht weg hier. Aber wir werden ...«

Rose hörte nicht hin. Sie unterbrach ihre Tochter mit einer scharfen Handbewegung und wandte sich an Suko. »Ist das wirklich so, wie meine Tochter es sagt?«

»Ja, Mrs. Carry. Coomb Island wird von einem Schiff angefahren, auf dem sich Vampire befinden.«

Rose Carry brach nicht zusammen. Sie stand einfach nur zwischen der Theke und den Tischen, schaute nach vorn und nickte, um ihre besondere Zustimmung zu signalisieren. »Ich habe es mir gedacht«, sagte sie schließlich, »ich habe es ja gewusst. Man hat mich ausgelacht, als ich die Stauden holte, um sie aufzuhängen. Selbst mein eigener Mann hat mir nicht geglaubt, aber das wird sich jetzt ändern.«

»Er kehrt mit John Sinclair zurück«, sagte Suko.

»Wieso?«

»Die beiden befinden sich in einem Boot. John ist mit Ihrem Mann rausgefahren.«

»Wirklich? Wie konnte er ihn überzeugen, dass ...«

»Ich weiß es nicht«, sagte Suko. »Wichtig ist jetzt, dass Sie hier die Stellung halten, während ich zum Hafen gehe, um zu sehen, wie das Schiff einläuft. Ich weiß ja nicht, wie groß es ist und ob es wirklich einlaufen kann ...«

»Tun Sie das, Inspektor!« Roses Stimme klang entschlossen. »Wir dürfen uns von diesen verdamten Blutsaugern nicht die Butter vom Brot nehmen lassen.«

»Ich bleibe bei Suko, Mutter.«

Rose konnte nicht dagegen sprechen, denn ihre Tochter war erwachsen. »Bitte«, flüsterte sie dann, »tue alles, was du willst. Ich verlasse mich auf dich. Aber denk immer daran, wie gefährlich Blutsauger sind.« Sie setzte sich in Bewegung und ging auf eine der Knoblauchstauden zu, die sie von einem Tisch nahm. »Hier, nimm sie als Schutz. Steck sie unter deine Kleidung. Sie wird kein absoluter Schutz sein, aber sie ist besser als gar nichts.«

In Amys Augen schimmerten Tränen, als sie die Staude entgegennahm. »Danke, wir packen es, Mutter. Wir packen es, das verspreche ich dir. Wir haben es immer geschafft.«

»Ich weiß.«

Suko hatte bereits seine Jacke übergezogen und befand sich auf dem Weg zur Tür, als sich Mutter und Tochter noch mal umarmten.

Er trat nach draußen.

Der Wind war da, auch das Spiel der Wolken am dunklen Himmel. Es fehlte nur noch der Vollmond, dann wäre das Bild perfekt gewesen.

Amy Carry verließ das Haus. Sie rieb ihre Augen und zog die Nase hoch. »Können wir dann?«

»Ja«, sagte Suko ...

Dean Pollack wusste noch immer nicht so recht, ob er träumte oder das alles normal erlebte. Nein, es war kein Traum. Er stand auf der Brücke und lenkte ein Schiff, auf dem sich so verdammt viel verändert hatte und das ihm trotzdem vertraut war.

Er sah seine Umgebung. Die Instrumente, die Karten. Das schummrige grüne Licht, aber er wusste auch, dass er, wenn er durch das Megafon nach seinen Leuten rief, die noch übrig geblieben waren, sie eventuell kommen würden, aber nicht mehr so, wie er sie kannte. Dann waren aus ihnen Gestalten geworden, die zwar aussahen wie Menschen, aber keine mehr waren, sondern Gestalten aus dem Schreckensreich, die nur nach dem Blut der Menschen gierten.

Vor dem Bug schob sich der weiße Bart immer weiter. Wellen klatschten gegen das Schiff, wurden geteilt und spritzten als Gischt zur Seite. Die See blieb weiterhin ruhig. Der Wind war nicht so stark, als dass er die Wellen zu hohen Bergen aufge-

türmt hätte, und so kamen sie recht gut voran.

Ihr Ziel war Coomb Island. Der Kapitän kannte die Insel. Er kannte den Hafen und er wusste auch, dass er mit seinem doch recht großen Bergungsschiff Schwierigkeiten haben würde, dort festzumachen. Aber um so etwas kümmerten sich die wahren Chefs an Bord nicht. Sie wollten auf die Insel, egal wie.

Hin und wieder war ein Licht auf dem Wasser zu sehen. Es gehörte zu den Positionsleuchten der Fischerboote, die ebenfalls unterwegs waren. Sie würden in den frühen Morgenstunden einen Hafen am Festland anlaufen, um dort ihren Fang zu verkaufen. Erst danach würden sie zur Insel zurückfahren und an Land gehen.

Er wollte nicht daran denken, was diese Männer vorfinden würden. Mit offenen Augen würden sie in die Falle laufen und plötzlich denjenigen gegenüberstehen, die einmal ihre Frauen oder Kinder gewesen waren und sich nun in Vampire verwandelt hatten.

Sie würden über die Väter und Gatten herfallen. Sie würden Blut trinken und ...

Er konnte nicht mehr weiterdenken und stöhnte auf. Hinter ihm hörte er das leise Lachen, denn mit ihm zusammen auf der Brücke hielt sich die blonde Justine Cavallo auf, die alles im Griff hatte, nicht nur ihre Vampire, sondern auch ihn.

»Ich würde dir raten, ganz ruhig zu bleiben«, flüsterte sie Pollack zu. »Du darfst an eine Flucht oder Gegenwehr nicht mal denken. Denk lieber daran, dass dein Schicksal in meiner Hand liegt.«

»Ich weiß.«

»Außerdem habe ich dir das Leben gerettet. Das solltest du ebenfalls nicht vergessen.«

Er wollte auflachen, aber das Geräusch blieb in seinem Hals stecken. Trotzdem gab er eine Antwort. »Ja, du hast mir das Leben gerettet, das weiß ich sehr gut. Aber nur, weil du mich

gebraucht hast, nicht aus anderen Gründen.«

»Jeder denkt zuerst an sich.«

»Aber nicht so extrem«, flüsterte er.

Wieder musste die Cavallo lachen. »Fahr du weiter und kümmere dich nicht um mich.«

Der Kapitän wusste jetzt, dass es keinen Sinn hatte, die Person überzeugen zu wollen. Sie würde sich auf nichts, aber auf gar nichts einlassen, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich seiner Aufgabe zu widmen und zu versuchen, nicht an die Folgen zu denken, die in einer Katastrophe enden konnten.

Die blutgierigen Wesen hielten nicht nur das Schiff besetzt, sie blieben auch nicht an einer Stelle zusammen, sondern bewegten sich über das Deck hinweg wie Gestalten, die etwas suchten und nicht fanden. Sie torkelten oder schwankten an der Reling entlang oder kletterten auch in den Bereich der Brücke, wo sie mit ihren Gesichtern an den Außenseiten der Scheiben vorbeihuschten und hin und wieder ihre Mäuler verzogen, um die Zähne zu zeigen.

Sie warteten auf Blut. Sie waren ausgetrocknet, aber Dean Pollack dachte auch an seine Leute, die von den Blutsaugern angefallen worden waren.

Zwei hatte es erwischt.

Einem war die Flucht gelungen! Beinahe hätte er gelacht, als er daran dachte. Der gute Kevin Taggart war ins eiskalte Wasser gesprungen. Ein Dasein als Vampir würde er nicht mehr führen, aber er war auch nicht mehr am Leben, denn in diesem kalten Wasser hatte er keine Chance. Er würde erfrieren, dann abtauchen und ertrinken. Angeblich sollte das Ertrinken ja ein angenehmer Tod sein, doch daran glaubte Dean nicht. Dennoch hätte er dieses Ende einem Dasein als Blutsauger vorgezogen. Da war er dann kein Mensch mehr, sondern nur noch eine Puppe oder Marionette, die einzig und allein den Trieben folgte und ansonsten nichts tat. Er sah es als grauenhaft an.

Die Fahrt ging weiter. Er hatte den Kurs eingestellt. Dean wusste, dass sie nicht mehr lange zu fahren hatten, um das Ziel zu erreichen, aber eine Lösung für seine Probleme hatte er noch nicht gefunden. Er ging davon aus, dass die Blonde ihn nur so lange als normalen Menschen am Leben hielt, wie sie ihn brauchte. Wenn sie dann den Hafen erreicht hatten und die Brut von Bord gehen konnte, war er für die Cavallo nur noch ein Nahrungsträger.

Sie trat noch näher an ihn heran, und er saugte durch die Nasenlöcher wieder ihren Duft ein. Dann spürte er den Druck ihrer Hände auf seinen Schultern. »Wie groß ist denn deine Angst, mein Freund?«

»Bitte, lass mich in Ruhe!«

»Warum?«

»Ich muss mich konzentrieren.«

Justine lachte gurrend. »Das weiß ich doch«, sagte sie dann, »aber deshalb können wir uns doch unterhalten.«

Dean merkte, dass er immer mehr ins Schwitzen geriet. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Tod, und diese Person wollte sich mit ihm unterhalten. Das brachte er nicht fertig und fuhr sie deshalb an: »Lassen Sie mich in Ruhe!«

»Noch«, erklärte Justine lachend.

»Noch werde ich dich in Ruhe lassen. Aber es werden sehr bald andere Zeiten kommen, in denen ich auch an mich denken muss. Du verstehst...?«

Oh, er verstand, aber er sagte es nicht und presste die Lippen zusammen. Indirekt hatte sie ihm gesagt, was ihm bevorstand. Die Angst erwischte ihn wie eine Flutwelle, für einen Moment schwankte er und musste sich festhalten. Er suchte trotzdem nach einem Ausweg aus dieser Misere und überlegte, ob er einen SOS-Ruf abgeben sollte, um andere Schiffe in die Nähe zu locken.

Sie wären bestimmt gekommen, aber die Besatzung wäre auch in ihr Verderben gefahren. Es gab sicherlich keinen, der

darüber informiert war, wie man Vampire effektiv bekämpfte.

Er dachte auch an die Möglichkeit, das Schiff im kleinen Hafen gegen die Kaimauer zu setzen, doch das würde ebenfalls nichts bringen, denn die Wesen, die schon tot waren, konnten damit auch nicht aus dem Weg geschafft werden.

So blieb ihm nur die Möglichkeit, weiterhin durch die leicht rauen See dem Ziel entgegenzufahren und darauf zu hoffen, dass er noch eine Chance bekam, der Blonden zu entkommen.

Wäre sie eine normale Frau gewesen, hätte es für ihn keine großen Probleme gegeben. Aber sie war etwas anderes. Nicht nur eine Blutsaugerin, sondern eine Person, die ungewöhnliche Kräfte besaß und diese auch radikal einsetzte.

Er steuerte das Schiff weiter.

Er stand wie eine Statue auf der Brücke. Wer ihn sah, der hätte ihn leicht für eine Leiche halten können, die irgendjemand am Ruder festgebunden hatte.

Er lebte noch, aber er fühlte sich schon wie tot...

Amy Carry und Suko hatten auf dem Weg zum Hafen kaum ein Wort gesprochen. Beide hingen ihren Gedanken nach, die sich natürlich nur um ein Thema drehten.

Hin und wieder waren sie stehen geblieben, um nach vorn zu schauen, und dann hatten sie ihren Albtraum gesehen. Das große Bergungsschiff war deutlich auf dem Wasser zu erkennen. Es bewegte sich auf die Insel zu, und sie erkannten sogar die helle Bugwelle, die es vor sich herschob. Damit waren die letzten Zweifel beseitigt, welches Ziel das Schiff hatte. Die letzten Meter gingen sie durch feuchten Sand. Der kleine Hafen befand sich links von ihnen. Sie hörten, wie das Wasser gegen die Mauern klatschte, und sie sahen auch die wenigen Laterne, die ihr Licht in die Umgebung verteilten.

Ein paar Lagerhäuser standen an der rechten Seite. Boote

sahen sie ebenfalls. Sie waren an Land gezogen worden und lagen kieloben auf dem unebenen Pflaster.

Nur noch wenige dümpelten im Hafenbecken und wurden immer wieder von den Wellen gegen die dicken Holzpfähle getrieben, die mit Autoreifen versehen worden waren, um den Aufprall zu dämpfen.

Von den Fischerbooten war nichts zu sehen. Suko suchte auch nicht sie, sondern das Boot, in dem sich sein Freund John Sinclair befand. Er hatte sich ebenfalls auf den Rückweg gemacht, aber er würde nicht vor dem Bergungsschiff einlaufen.

Das Wasser war nichts anderes als eine dunkle Masse, die vor Sukos Augen auf- und abwogte. Er forschte nach einem Lichtpunkt, denn er wusste, dass auf dem Fischerboot eine Positionsleterne oben am Mast ihr Licht abgab.

Obwohl er gute Augen hatte, bekam er den hellen Lichtstrahl nicht zu sehen. So befürchtete er, dass es noch eine Weile dauern würde, bis John und Tom Carry den Hafen erreicht hatten, in dem sie ebenfalls nicht sicher sein konnten.

Amy Carry stand neben ihm, und Suko bekam mit, dass sie zitterte.

»Angst?«, fragte er.

»Ja. Warum soll ich es nicht zugeben?«

»Es ist natürlich, dass Sie Angst haben. Die habe ich auch. Es gibt keinen Menschen ohne Angst. Wer behauptet, er hätte keine Angst, der lügt.«

»Das meine ich auch.«

»Dann haben wir auch beide Mut.«

Amy nickte. »Das habe ich schon mal gehört. Ohne Angst kein Mut.«

»Wir packen es!«

Amy konnte mit dieser Bemerkung nicht viel anfangen. »Machen Sie sich nicht selbst etwas vor, Suko?«

»Nein, das mache ich nicht.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich diese Dinge nicht zum ersten Mal erlebe, Amy. Es ist mein Beruf, mein Job, meinetwegen auch meine Berufung, gegen die Wesen der Finsternis zu kämpfen, und dazu gehören nun auch mal die Vampire.«

Als Antwort gab sie ein Seufzen, bevor sie sagte: »Ich wollte, ich könnte auch so denken wie Sie.«

»Das brauchen Sie nicht, Amy, denn Sie haben einen anderen Beruf.«

Ein scharfes Lachen drang aus ihrem Mund. »Glauben Sie denn im Ernst, dass ich morgen noch in der Lage bin, ihn auszüben? Oder werde ich dann auf der Suche nach Menschenblut durch die Gegend irren?«

»Bestimmt nicht.«

Amy streichelte Sukos Arm. »Danke, dass Sie mir Mut machen wollen, aber ich kann Ihnen nicht glauben. Die Dinge werden sich bestimmt anders entwickeln. Ich habe die Vision, dass die Insel für viele Menschen zu einem Grab werden wird.«

»Darüber reden wir dann morgen.«

Sukos Optimismus teilte sie nicht. Er hatte ihr auch nicht die ganze Wahrheit gesagt, denn das hätte nichts gebracht. So siegessicher war er nicht, aber das brauchte Amy nicht zu wissen.

Das Schiff näherte sich der Insel. Sie sahen es deutlicher. Es war dunkel, und man konnte es als ein durch das Wasser fahrendes Monstrum ansehen. Jetzt war auch zu erkennen, dass hinter den Scheiben auf der Brücke Licht schimmerte. Es besaß einen fahlen Farbton und wirkte wie eine Totenbeleuchtung.

»Haben Sie denn schon einen Plan?«, fragte Amy, und ihre Frage klang recht verzweifelt.

»Den habe ich tatsächlich.«

»Und?«

»Wir werden uns verstecken!«

Amy konnte es nicht glauben. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Deshalb schüttelte sie den Kopf, aber Suko ließ ihr keine Zeit, um lange Überlegungen anzustellen. Er fasste sie am Arm und zog sie mit sich, zunächst mal auf eine der Baracken zu, die durch eine dicke Holztür gesichert war.

»Da ist abgeschlossen«, sagte Amy. »Wir können nicht...«

»Ich weiß, aber das hatte ich auch nicht vor. Wir werden uns nicht in dem Lagerhaus verkriechen.«

»Was dann?«

Suko lief einige Schritte an der Seite des Lagerhauses entlang und blieb dann stehen. Amy schaute sich um. Sie wollte etwas sagen, aber Suko kam ihr zuvor.

»Von hier aus sehen wir, wie das Schiff einläuft. Aber ich bin sicher, dass sie uns von Deck aus nicht erkennen können. Unsere Deckung ist gut, denn die Dunkelheit ist sehr dicht. Wir können ihr Einlaufen beobachten und auch, was dann geschieht. Verstehen Sie?«

»Ja, das ist gut.« Zum ersten Mal huschte ein Lächeln über ihr Gesicht, und sie sah wieder aus wie ein Mädchen. Suko versuchte, die Zeit abzuschätzen, bis das Schiff den Hafen erreicht und angelegt hatte. Es würde noch einige Minuten dauern. Die Zeit wollte er nutzen.

Er zog sich hinter das kleine Lagerhaus zurück und holte wieder sein Handy hervor.

»John Sinclair?«, fragte Amy. »Genau.«

»Ich habe sein Boot nicht gesehen und hoffe, dass er und mein Vater nicht gekentert sind.«

Suko hatte die Verbindung hergestellt, und er war froh, die Stimme seines Freundes zu hören.

»Wir sind noch auf See, Suko, aber wir kommen näher, denn der Hafen ist bereits in Sicht.«

»Aber ihr könnt nicht vor dem Vampir-Schiff einlaufen?«
»Nein.« »Gut, ich ...«

»Moment«, wurde Suko unterbrochen, »wo steckst du denn?«

»Ich bin bereits im Hafen. Amy Carry ist bei mir. Ging nicht anders. Wir werden das Einlaufen des Schiffes beobachten und dann weitersehen, was geschieht. Ich hoffe, dass du früh genug hier bist, damit wir sie gemeinsam bekämpfen können, wenn sie von Bord gehen, was hoffentlich noch etwas dauern wird.« »Alles klar.« »Dann bis gleich.«

Suko drehte sich Amy zu, die nichts mehr sagte. Er sah nur, dass sie sehr blass geworden war und schlug ihr vor, wieder zur Gaststätte zurückzulaufen. »Nein, das tue ich nicht. Oder bin ich da sicherer?« »Vorläufig jedenfalls.« »Ich bleibe jetzt hier.« Suko nahm es mit einem leisen Seufzen zur Kenntnis. Amy hatte leider ihren Dickkopf. Dagegen konnte er nichts machen, und er wusste auch nicht, ob es wirklich besser war, wenn sie zu ihrer Mutter zurückkehrte.

Aber ihm kam eine andere Idee, und er sprach sie sofort auf ein bestimmtes Thema an.

»Können Sie schießen, Amy? Ich meine, können Sie mit einer Pistole umgehen?«

Sie war plötzlich stumm. Die Frage hatte sie erschreckt, und ihr Körper wurde von einem Zittern erfasst. Es war sehr still geworden. Beide hörten nur den Wind, der um die Ecken des kleinen Lagerhauses wehte und dabei ein leichtes Heulen verursachte, als würden irgendwelche Tiere in der Ecke sitzen und jammern.

»Bitte, Amy ...«

»Nein, Suko. Ich habe noch nie geschossen. Nicht richtig, meine ich.«

»Sondern?«

Sie hob die Schultern und nagte dabei auf der Unterlippe. Fast spöttisch gab sie die Antwort. »Mein Vater hat mich mal zum Tontaubenschießen mitgenommen, das ist alles gewesen. Aber das kann man wohl nicht als Schießen bezeichnen.«

»Da haben Sie Recht.« Er zog seine Beretta. »Wollen Sie es trotzdem versuchen?«

Sie hatte Angst vor der Waffe, das sah Suko ihr an. Deshalb würde es nichts bringen, wenn er sie ihr überließ. »Ich habe ja noch den Knoblauch unter meiner Jacke«, sagte sie, aber es klang nicht sehr überzeugt. Optimismus war hier fehl am Platze.

»Gut, dann bleiben Sie aber stets in meiner Nähe und tauchen erst ab, wenn ich es Ihnen sage.«

»Ja.«

Suko schlug ihr gegen die Hand.

»Sie brauchen keine Angst zu haben, Amy, wir schaffen es.«

»Ich weiß nicht.«

Suko zeigte ihr die Waffe. »Diese Beretta ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Neun Millimeter. Die würden auch einen Vampirtiger in die Hölle schicken.«

Amy schüttelte nur den Kopf. »Ich finde es ja toll, wenn Sie so etwas sagen, aber noch sind wir nicht durch.«

Da stimmte Suko zu. Für seinen Geschmack war genug geredet worden, er wollte jetzt sehen wie das Bergungsschiff in den kleinen Hafen einlief. Sie hatten es in der letzten Zeit nicht beobachtet. Seiner Ansicht nach musste es den Hafen erreicht haben.

Und es stimmte.

Das Schiff war da.

Es war nur wenige Meter von der Kaimauer entfernt, über die die Wellen schwäppten. Dicht dahinter sahen sie so etwas wie einen Koloss aus Stahl. Im Bereich des doch sehr kleinen Hafens wirkte es wie ein großes Monster, das durch nichts mehr zu stoppen war. Die Brücke kam Suko ziemlich hoch vor, fast wie ein Turm. Er sah, dass sich hinter der Scheibe der Umriss zumindest einer Gestalt abmalte, aber er konnte nicht erkennen, um wen es sich dabei handelte.

Justine jedenfalls war es nicht. Da wären ihm die blonden Haare aufgefallen. Demnach war es der Kapitän, der das Schiff lenkte und in die Hafeneinfahrt hineinglitt.

Das Schiff schob sich näher. Einmal zeigte es sich unwillig wie ein Pferd, das einem Reiter nicht gehorchen will. Dann bekam es eine leichte Schlagseite nach Backbord hin und kollidierte mit der seitlich hochgezogenen Kaimauer. Ein Kratzen und Schaben durchbrach die übrigen Geräusche. Steine schienen aufschreien zu wollen, bevor sie zerfielen. Suko rechnete damit, dass der Druck des Schiffes die Kaimauer zerbrechen würde und der schwere Bug über die Mauer hinweg bis auf die beiden Lagerhäuser schrammte.

Die Befürchtung bewahrheitete sich nicht. Die Mauer hielt, aber das Schiff kam nicht zur Ruhe. Die auflaufenden Wellen schoben es weiter, und ein Motorengeräusch war nicht zu hören.

Plötzlich erfasste ein harter Schlag den gesamten Schiffskörper. Er hatte ihn von außen getroffen, aber unterhalb des Kiels, denn das schwere Bergungsschiff war auf Grund gelaufen. Mit all seinem Gewicht hatte es sich hineingebohrt und steckte plötzlich fest. So brauchte Suko auch nicht mehr zu befürchten, dass dieses mächtige Gewicht die Kaimauer zerstörte.

»Gott, sie sind da!«, flüsterte Amy.

»Und sie stecken fest.«

»Ist das ein Vorteil?«

»Keine Ahnung.«

Beide schweigen, denn sie wollten sehen, was weiterhin geschah. Zunächst passierte nichts, aber sie hatten trotzdem den Eindruck, als würde das Schiff ein Eigenleben führen. Es klemmte fest, und trotzdem bewegte sich der massive Körper. Es lag am Wasser, das sich nicht aufhalten ließ und seine Wellen im ewigen Kreislauf auch gegen diesen Teil der Insel schleuderte.

Suko hob den Blick und schaute hoch, zur Brücke hin. Dort schimmerte noch immer das leicht grünliche Licht, aber er sah jetzt, dass sich da zwei Gestalten bewegten, und eine davon hatte hellblonde Haare.

Ja, sie war es!

»In Deckung bleiben!«, zischte Suko seinem Schützling zu und startete ...

»Es geht nicht schneller, Sinclair! Verdammt, es geht nicht schneller!«, schrie mir Tom Carry ins Gesicht. »Tut mir Leid, aber ich gebe schon mein Bestes.«

»Das weiß ich!«

Der Motor arbeitete auf Hochtouren. Wir kamen auch voran. Aber in meiner Lage hatte ich einfach das Gefühl, auf der Stelle zu schwimmen. Wir wühlten uns durch die Wellen, die manchmal so hoch waren, dass sie unser Boot anhoben und ich immer nach einem Halt griff, weil ich nicht wegfliegen wollte.

Ich hatte Sukos Nachricht gehört und mit Tom Carry auch darüber diskutiert. Wir hatten alles getan, um den Hafen so schnell wie möglich zu erreichen, aber wir waren nicht in der Lage, das große Schiff einzuholen oder gar zu überholen.

Meiner Ansicht nach hatte der Wind noch zugenommen. Er spielte mit dem Wasser. Er produzierte höhere Wellen, gegen die wir schlugen, und manchmal baute sich vor dem Bug eine Wand aus Gischt auf. Ich dachte auch jetzt daran, eventuell einen Fehler begangen zu haben. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, auf der Insel zu bleiben, aber im Nachhinein ist man ja immer schlauer. Ich saß nicht mehr mittschiffs, sondern hockte am Heck. Nicht direkt am Ruder, aber auch nicht weit davon entfernt und in Tom Carrys Nähe.

Er hatte große Angst um seine Tochter. Immer wieder kam er darauf zu sprechen. »Wäre sie doch nicht auf die Insel gekommen und auf dem Festland geblieben, dann wäre alles anders.«

»Stimmt, Tom. Aber Amy hat hinter die Kulissen geschaut. Das dürfen Sie auch nicht vergessen. Sie ist es gewesen, die den Anstoß gegeben hat. Sie und Ernie Slater.«

»Ich habe das für Scheiße gehalten. Auch noch, als meine Frau damit anfing, die Knoblauchstauden aufzuhängen. Sie hat sich das Zeug extra auf dem Festland geholt.«

»Dann wird es auch helfen.«

Er konnte nichts mehr sagen. Er steckte voller Gefühle, die er auch nach außen trug. Ich glaubte, dass das Glitzern in seinen Augen nicht vom Seewasser stammte, sondern von den Tränen, die sich aus Angst um seine Tochter gebildet hatten.

Wir kamen näher, auch wenn uns jede Sekunde doppelt so lang vorkam wie normal. Obwohl unser Boot nicht mit einem starken Scheinwerfer ausgerüstet war, hoben sich die kleinen Bauten schon aus der Dunkelheit ab. Leider mussten wir auch erkennen, dass das größere Schiff den Hafen schon fast erreicht hatte. Es würde nicht leicht werden, normal einzulaufen.

Wir hatten noch nicht darüber gesprochen, was geschehen sollte, wenn wir den Hafen erreicht hatten. Jedenfalls musste ich Tom Carry aus der Gefahrenzone bringen. Ein Mensch wie er war eine wahre Superbeute für einen Blutsauger, denn er war waffenlos und konnte sich mit nichts verteidigen.

Ich musste für seine Sicherheit sorgen, und als ich ihn anschauten, da nickte er mir zu.

»Sie denken an mich, wie?«

»So ist es.«

»Und?«

»Sie sollten fliehen, sobald wir eingelaufen sind. Weg aus der Umgebung des Schiffes.«

»Und wohin, Sinclair? Kann man den verdammten Bestien denn überhaupt entkommen?«

»Verstecken Sie sich.«

Er lachte mir scharf ins Gesicht. »Verdammtd, Sinclair, du hast Humor. Wo soll ich mich denn auf der verdammten Insel verstecken?«

»Wo auch die anderen Menschen sind.«

»Im Haus?«

»Ja, verdammt.«

»Bei Rose, wie?«

»Auch das meinewegen.«

Sein Atem pfiff aus dem Mund. Er legte den Kopf zurück und schüttelte ihn dabei. Ich wartete, bis er sich entschieden hatte und konnte deshalb das große Schiff beobachten.

Es hatte sein Ziel erreicht, aber es verdeckte mir den Blick auf den Hafen. Und dann passierte etwas, womit ich eigentlich hatte rechnen müssen.

Die Einfahrt in den kleinen Hafen war nicht tief genug ausgebaggert worden. Der Bug des Schiffes schien sich für einen Moment zu senken, zumindest hatte ich das Gefühl, und einen Augenblick später steckte er dann fest.

Durch das gesamte Schiff lief ein Zittern. Es bäumte sich noch einmal leicht auf, aber es kam nicht mehr weg, denn der Rumpf musste sich tief in den Grund gebohrt haben.

Die Schiffsmotoren liefen noch. Allerdings nicht mehr lange, denn dann erstarb das Geräusch. Ich hatte auch gesehen, dass die Kaimauer gestreift worden war, aber sie hatte gehalten, und so lag das mächtige Ding im Hafen wie ein gestrandeter Wal, der weder vor noch zurück wusste.

Wir hatten die kleine Hafeneinfahrt noch nicht erreicht. Ich versuchte, abzuschätzen, wie lange es noch dauern konnte, aber es war einfach zu schwer. Ich war kein Fachmann. Es ging ja nicht immer glatt, denn es konnten immer wieder Wellen kommen, die uns hinderten. Gerade in dieser Umgebung gab es Strudel und auch Querläufer. »Weiter!«

Tom lachte. »Ich tue mein Bestes ...«

Das glaubte ich ihm, aber manchmal reicht das eben nicht. Ich befürchtete, dass es auch hier zutraf ...

Der Schlag, der das Schiff beinahe schon erschütterte, als es

auf den Grund gelaufen war, war auch bei Dean Pollack spürbar gewesen, obwohl er damit gerechnet hatte, denn er kannte die Gewässer hier an der Insel und zwischen dem Festland.

Er hatte die blonde Bestie nicht vorgewarnt. Sie wollte in den Hafen und sollte auch die Folgen tragen.

Als es passierte, klammerte sich der Kapitän fest. Trotzdem wurde er beinahe noch von den Beinen gerissen. Er schwang in einer Linkskurve herum, aber es gelang ihm, nachzugreifen und sich so auf den Beinen zu halten.

Nicht so die Cavallo!

Mochte sie noch so stark sein, es war ihr nicht möglich, den Gesetzen der Physik auszuweichen. Sie hatte mit dem Aufprall auch nicht gerechnet, suchte zwar noch Halt, verfehlte ihn allerdings und wurde quer durch die Brücke gefegt, wobei sie mit ihrem gesamten Gewicht gegen eine Tür prallte und sich die Eisenklinge tief in ihren Leib bohrte, was bei ihr keine Schmerzen hinterließ.

Mit einem bösen Fluch auf den Lippen fuhr sie herum. Für einen Moment hatte Dean Pollack den Eindruck, als wollte sie ihm an die Kehle springen, aber sie riss sich zusammen und schickte ihm nur einen bösen Fluch entgegen.

Das Schiff schaukelte noch immer. Der mächtige Koloss brauchte seine Zeit, um sich zu beruhigen. Überall knackte es und knirschte. Das Metall jammerte und schien aus seinen Verbindungen ausbrechen zu wollen.

Aber das Schiff hielt. Nirgendwo gab es einen Riss oder ein Loch, sodass auch kein Wasser eindrang.

»Was war das?«, schrie die Cavallo den Kapitän an.

Dean Pollack wunderte sich selbst über seine lockere Antwort. »Wir sind eingekommen«, erklärte er. »Und?«

»Leider auf Grund gelaufen. Der Hafen ist nicht für jedes Schiff gemacht. Da muss man schon eine bestimmte Größe einhalten.«

Dean Pollack hatte der Blutsaugerin eine normale Antwort gegeben, doch die passte ihr plötzlich nicht mehr. Bisher hatte er sie nie außer Fassung erlebt, doch das änderte sich, denn zuerst verschloss sich ihr Gesicht, und es hatte den Anschein, als würden ihre Züge regelrecht einfrieren. Plötzlich schrie sie wütend auf, und das glatte Gesicht verwandelte sich in eine Fratze.

»Das ist doch nicht möglich, verdammt! Das hier ist ein Hafen, und er muss ...«

Dean bekam leichtes Oberwasser. »Nein, er muss gar nichts, Madam«, sagte er voller Verachtung. »Er ist für so schwere Schiffe nicht gebaut, das habe ich Ihnen doch gesagt. Sie wollten einlaufen, und ich habe mich nur ihren Wünschen gefügt.«

Mit genau dieser Antwort hatte er die Vampirin nicht überzeugen können. Sie startete, ohne dass sie zuvor eine Andeutung gemacht hätte. Aus dem Stand heraus flog sie auf den Kapitän zu, der nicht mehr dazu kam auszuweichen.

Sie prallte gegen ihn, schleuderte ihn zurück. Sie ließ ihn aber nicht fallen, sondern holte ihn wieder mit einer Hand zu sich heran, um ihn dann in die Höhe zu wuchten, als wäre er gewichtslos. Seine Beine flogen ebenfalls hoch. Sie prallten gegen die Decke, während Dean selbst aus weit geöffneten Augen zu Boden starre.

Dann fiel er nach unten. Vor dem Aufprall schleuderte ihn die Cavallo herum, ließ ihn los, und Dean Pollack prallte gegen die Wand. Er stieß sich dabei hart den Rücken. Für einen Moment bekam er keine Luft mehr und fürchtete, dass seine Lunge geplatzt war, aber das ging alles schnell vorbei. Als er lag, war er auch wieder in der Lage, Atem zu holen. Es steckte trotz allem in ihm noch eine gewisse Freude, denn er hatte es geschafft, die Blonde aus der Reserve zu locken.

Sie kam auf ihn zu. Die Hände hatte sie in die Hüften gestemmt. Wenn Augen Blitze verstreuen können, so war das bei

ihr der Fall. Dicht neben Pollack blieb sie stehen und schaute auf ihn nieder.

»Wir sitzen also fest?«, fragte sie, »oder?«

»Ja.«

»Dann sorge dafür, dass wir loskommen!«

Pollack musste trotz der Rückenschmerzen lachen. »Das ist nicht möglich. Da brauchen wir Hilfe. Einen Schlepper, der uns aus der Fahrrinne hervorzieht.«

Das passte ihr nicht. Es sah alles danach aus, als wäre durch diese Aktion ihr Plan ins Wanken geraten. Möglicherweise hatte sie damit gerechnet, ein Schiff kapern zu können, um es für ihre Zwecke und die der anderen Blutsauger einsetzen zu können.

Aus ihrem Mund drang ein scharfes Geräusch. Im nächsten Moment hob sie den Fuß an und trat Dean gegen die Hüfte. Er zuckte hoch und schrie auf, denn der Schmerz wühlte sich durch seinen Körper. Ein zweites Mal trat sie nicht. Dafür bückte sie sich und riss ihn auf die Beine.

Dean musste von ihr gehalten werden, denn er war momentan nicht in der Lage, sich auf den Beinen zu halten.

»Egal!«, zischte sie ihm ins Gesicht, und er musste dabei immer wieder auf die gelblichen, leicht glänzenden und spitzen Vampirzähne schauen, »ich werde trotzdem gewinnen, das schwöre ich dir. Ich bin flexibel genug, um aus der Lage das Beste zu machen.

Auch wenn du jetzt noch als Mensch lebst, das ist bald vorbei. Dann werde ich dein Blut trinken und dich zu einem anderen machen, darauf kannst du dich verlassen.« Sie packte ihn am Kragen und schüttelte ihn durch, getrieben von ihrem wahnsinnigen Hass.

Dann ließ sie Dean los und schleuderte ihn bis gegen Seinen Steuerstand zurück.

Pollack war noch immer durcheinander. Er wusste nicht, wie es weitergehen würde, er kämpfte gegen die Schmerzen und

auch gegen seine Lethargie, aber von außen her drangen die Geräusche herein. Jemand schlug kräftig gegen die Tür zur Brücke, so hart, dass die Scheibe nicht mehr standhalten konnte, zerbrach und durch die Lücke eine Faust, ein Arm und dann ein Körper in das Innere kippte.

Es war eine Gestalt, die lange im Wasser gelegen hatte und sich auch in ihrem jetzigen Zustand nicht hatte erholen können. Aber sie war erstarkt, wollte sich aufraffen, doch dagegen hatte Justine etwas. Mit einem Tritt beförderte sie ihren Artgenossen wieder von der Brücke weg und nickte dann dem Kapitän zu.

»Genau das werden wir auch machen«, flüsterte sie, »das schöne Schiff hier verlassen ...«

Suko wollte nicht unbedingt gesehen werden, als er auf das Schiff zulief. Deshalb nahm er auch nicht den direkten Weg, sondern suchte sich den Schutz aus, den es auf der Strecke gab. Es war wenig genug. Die paar Poller konnte er vergessen, die im Freien liegenden Netze ebenfalls, auch wenn sie kleine Hügel bildeten, und wenn er es richtig einschätzte, konnte er sich nur auf den Schutz der Dunkelheit verlassen und musste möglichst das Licht einer Laterne meiden.

Das Schiff war nicht unbedingt normal in den kleinen Hafen eingelaufen. Es hatte eine Schräglage bekommen, als es mit der Kaimauer leicht kollidiert war. Trotzdem war es nicht leicht für Suko, an Bord zu kommen, denn die Reling lag doch ziemlich weit von ihm entfernt und war nicht mit einem Sprung zu erreichen.

Ihm kam eine andere Idee. Er würde es an der Heckseite versuchen. Dort fand er möglicherweise eine Leiter oder eine andere Aufstiegshilfe. Er beeilte sich. Suko wusste, dass sich an Bord etwas abspielte, aber er hatte nicht gesehen, was es war. Er konnte sich auch nicht vorstellen, dass die Besatzung

auf dem Schiff blieb. Da gab es für sie keine Nahrung, auf der Insel schon.

Suko lief an der Steuerbordseite des Schiffes über den unebenen Kai. Er war immer darauf gefasst, angegriffen zu werden, dass plötzlich aus der Höhe die untoten Gestalten nach unten sprangen und ihn zu Boden rissen. Die Furcht brauchte er jedoch nicht zu haben, denn die Wiedergänger hielten sich zurück.

Suko hatte Glück. Er brauchte nicht bis zum Heck zu laufen, denn mittschiffs hing der Arm eines Bergungskrangs über Bord. An seinem Ende war eine Rolle befestigt, über die ein Seil lief.

Mitten im Lauf kam Suko die Idee. Er blieb stehen, schlitterte weiter und sah über sich so etwas wie einen großen Fleischerhaken aus Eisen pendeln.

Nicht so hoch wie die Bordwand.

Genau das sah der Inspektor als einmalige Chance an. Er lief zwei Schritte zurück, dann wieder vor und stieß sich ab. Seine Arme schnellten während des Sprungs in die Höhe, und dann schlug er mit beiden Händen gegen den Haken. Bevor er abrutschten konnte, griff er zu. Das Metall war nass. Er hielt sich trotzdem fest, zog sich hoch, und seine Beine pendelten dabei hin und her.

Es war nicht einfach, sich an einem Haken und dem folgenden Metallseil in die Höhe zu hängeln, doch ein Mann wie er stand immer im Training. Er wusste seinen Körper zu beherrschen, und er wusste genau, was er sich zutrauen konnte. Es sah so leicht aus, wie er die Beine anzog, aber es war verdammt schwer. Mit den Händen hingelte er sich am Haken weiter, erreichte das Seil, umklammerte es mit der linken Hand und streckte den rechten Arm schräg in die Höhe, um an den Balken zu gelangen, der ihm mehr Halt gab.

Auch das Metall war glatt, und Suko hatte Glück, dass er eine raue Stelle fand, die ihm einigermaßen Halt gab. Er wünschte sich alles, nur keine Vampire, die gerade jetzt über Bord

klettern wollten und ihn als sichere Beute ansahen.

Schwungvoll holte er mit dem rechten Bein aus und lag wenig später auf dem nassen Träger. Noch schimmerte unter ihm die nasse Oberfläche des Kais, aber die Reling rückte näher und damit auch das Deck, sodass er das Schiff entern konnte.

Bevor er sich fallen ließ, warf er einen Blick nach unten. Er bewegte auch den Kopf, um so viel wie möglich wahrzunehmen. Die Blutsauger mussten einfach da sein, aber sie hielten sich zurück. Auf dem großen Deck des Bergungsschiffes bewegte sich niemand, und Licht schimmerte eigentlich nur von der Brücke her nach außen.

Das Schiff war auf Grund gelaufen. Bis zum Kai war es in den kleinen Hafen hineingerutscht. Es hatte sich dort regelrecht festgefressen, aber es stand trotzdem nicht still. Die anrollenden Wellen schlugen wie mit wütenden Händen gegen den mächtigen Bauch, sodass es ständig hin und her geschaukelt wurde und mit knirschenden Geräuschen an der Kaimauer entlangschleifte.

Nach einem letzten Rundblick, der ihn zufrieden stellte, stieß sich Suko ab und sprang dem Deck entgegen. Geschmeidig wie eine Katze kam er auf. Seine Umgebung lag zumeist im Dunkeln, nur von der Brücke am Heck schimmerte das fahle Licht.

Bisher hatte sich niemand auf dem Schiff bewegt. Ihn ausgenommen. Aber Suko wusste, dass sie in der Nähe waren. Möglicherweise hielten sie sich in guter Deckung.

Ohne Waffen wollte er der Brut nicht gegenübertreten. Deshalb zog er die Dämonenpeitsche, schlug den Kreis und schaute zu, wie die drei Riemen nach unten rutschten.

So wie sie war, steckte er sie in den Gürtel. Er würde sie ebenso schnell ziehen können wie seine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta. Noch immer war er nicht angegriffen worden, was ihn jetzt wunderte. Bei seiner Kletterpartie war er

froh darüber gewesen, nun kam es ihm schon seltsam vor.

Er lief auf die Reling zu und warf einen Blick darüber hinweg. Am Kai sah er keine Bewegung. Auch nicht im Hintergrund, wo Amy Carry hinter dem kleinen Haus in Deckung stand. Demnach hatten die Untoten das Schiff noch nicht verlassen.

Das Rauschen der Wellen blieb. Er glaubte trotzdem, innerhalb des Geräusches ein anderes gehört zu haben, das er jedoch nicht identifizieren konnte. Eine Drehung auf der Stelle! Nichts war zu sehen. Er konzentrierte sich auf die Brücke. Keine Schatten tanzten hinter dem hellen Ausschnitt. Manchmal spritzte Gischt, die sich wie ein Schleier in der Luft verteilte, in die Höhe.

Suko ging weiter. Er hatte es eilig, aber er ließ die Vorsicht nicht außer Acht. Den dunklen Gegenstand auf den Planken hätte er beinahe übersehen. Erst als der sich bewegte, blieb der Inspektor stehen. Es lag nicht an der Bewegung des Schiffes, dieser Gegenstand schaffte dies aus eigener Kraft.

Suko sah, dass er sich aufrichtete. Und jetzt erkannte er, dass es sich um den Umriss eines Menschen handelte. Sein Herz schlug schneller, doch er blieb nach außen hin ruhig und beobachtete nur.

Anhand der Bewegungen erkannte er, mit wem er es zu tun hatte. Es war nach außen hin ein Mensch, allerdings ein besonderer, denn seine Bewegungen ließen darauf schließen, dass er aus einem sehr langen Schlaf erwacht war und sich zunächst in dieser Welt zurechtfinden musste.

Dass es ein besonderer Schlaf war, wusste Suko ebenfalls. Ein Todesschlaf, auch der Schlaf in eine neue Existenz, die nur äußerlich etwas mit einem Menschen gemein hatte.

Seine Bewegungen waren langsam, aber trotzdem zackig. Dann saß er auf den Planken, schüttelte den Kopf, beugte ihn zugleich nach vorn und bewegte auch die Arme.

Suko ging näher.

Der andere nahm ihn nicht zur Kenntnis. Er hatte sich zur Seite gedreht und suchte nach einer Stütze, die er benutzen konnte, um auf die Beine zu gelangen.

Er fand nichts, und so hatte er seine Schwierigkeiten, überhaupt stehen zu können.

Als es passiert war, hatte Suko ihn bereits erreicht. Er tat nichts. Er hatte sich dicht hinter die Gestalt gestellt. Nur seine Peitsche hatte er aus dem Gürtel gezogen.

Der andere drehte sich langsam herum. Auch wenn seine Bewegungen noch schwach waren, hütete Suko sich davor, ihn zu unterschätzen. Er hatte sich nicht geirrt, denn als er wenig später in das Gesicht des Mannes blickte, wusste er Bescheid.

Vor ihm stand einer von Justine Cavallos Veränderten, das Gesicht nass, die Haut bleich und trotzdem von einem bläulichen Schimmer überzogen. Der Mund stand offen, und die Augen besaßen keinen Ausdruck mehr, denn man als Blick bezeichnen konnte.

»Sorry«, sagte Suko wie entschuldigend und schlug blitzschnell mit der Peitsche zu.

Die Riemen fegten von unten nach oben. Sie erwischten den Körper des Mannes, der für einen Moment nichts tat und nur den Kopf senkte. Suko wusste, dass er einen Mann der Besatzung vor sich hatte, der nun kein Mensch mehr war.

Er stand vor ihm. Aus dem Mund drang ein röchelnder Laut, dann geriet die Gestalt ins Schwanken, kippte gleichzeitig zurück und prallte auf die Planken.

Mehr brauchte Suko nicht zu tun. Er sah, dass die Riemen auch das Gesicht erwischten hatten, denn dort waren die Spuren genau zu sehen. Die Haut war eingerissen und hatte eine dunkle Färbung bekommen. Auf der Oberlippe war sie regelrecht weggefressen, dann zuckte die Gestalt noch einmal und trat mit den Füßen um sich, bevor sie starr liegen blieb und endgültig erlöst war.

Vorbei!

Suko war nicht froh darüber. Vor einigen Stunden war dieser Mann noch ein normaler Mensch gewesen. Womöglich hatte er nicht daran geglaubt, dass es überhaupt Vampire gab, und jetzt gab es ihn nicht mehr, doch seine Seele hatte Frieden bekommen.

Da es ein Mitglied der Besatzung gewesen war, nahm Suko an, dass es sich mit den anderen Männern ebenso verhielt. Er würde keinen normalen Menschen mehr hier an Bord antreffen, davon ging er aus, und er fragte sich, wie viele ihm noch über den Weg laufen würden.

Für einen Moment hatte er sich ablenken lassen, und genau das war sein Fehler. Er ahnte den zweiten Gegner mehr. Hinter seinem Rücken war er aufgetaucht - und griff zu.

Suko wurde nach hinten gerissen. Er stemmte sich auch nicht gegen den Griff an, sondern gab sich selbst Schwung, um noch schneller von den Beinen geholt zu werden.

Wichtig schlug er auf die Planken, doch den Fall milderte er ab und ging über in eine Rolle rückwärts.

Sein Gegner war schon gesprungen. Er wollte mit beiden Beinen auf Sukos Brust landen, sprang aber ins Leere, trat dabei unglücklich auf und rutschte zur Seite hin weg.

Suko, der längst wieder auf den Beinen stand, schlug automatisch zu. Genau in diesem Augenblick hatte der andere seinen Kopf angehoben und ihn leicht schräg gelegt.

Die drei Riemen trafen das Gesicht!

Wieder klappte ein Maul auf. Diesmal hörte Suko kein Geräusch, nicht mal ein Röcheln oder Seufzen. Wenn je der Begriff von einem stummen Schrei zutraf, dann hier. Die Gestalt kippte um, als wären ihr die Beine abgehackt worden. Das Gesicht war durch die Treffer der Riemen gezeichnet. In ihrer Breite malten sich dort dunkle Schneisen ab, und Suko wusste, dass er auch hier kein zweites Mal zuzuschlagen brauchte.

Geschafft!

Er atmete tief durch. Zwei Gegner weniger, aber zwei, die nicht unbedingt zu den Vasallen der Cavallo zählten. Sie hatte sie am Rande mitgenommen.

Diesmal war er vorsichtiger. Er suchte das Deck ab und fand es menschenleer. .

Die Brücke war wichtig. Dort hatte er die ersten Bewegungen gesehen, und er ging davon aus, dass sich Justine Cavallo noch immer in diesem Schutz aufhielt, von dem sie auch einen besonders guten Überblick hatte.

Bis zum Ziel war es nicht weit. Suko musste nur ein paar Schritte über das Deck laufen. Er stieß gegen keine Hindernisse, weil dieser Bereich des Schiffes ziemlich leer war.

Die Brücke lag höher. Es musste eine Treppe geben, um sie zu erreichen. An der ihm zugewandten Seite fand er sie nicht. Wahrscheinlich musste er um den Bau herumgehen.

Er kam nicht mehr dazu. Die Treppe sah er schon, als er stehen blieb und beinahe ausrutschte, weil er zu heftig gebremst hatte. Von oben kam niemand, dafür von der Seite, und diesmal waren es keine Besatzungsmitglieder.

Er sah zwei Gestalten wie aus dem Bilderbuch des Schreckens. Zum ersten Mal wusste er, dass er echte und auch alte Vampire vor sich hatte, die schon seit Jahren in diesem verfluchten Zustand dahinvegetierten. Sie trugen noch alte und verschlissene, nasse und verschmutzte Uniformen, wie man sie wohl aus dem Zweiten Weltkrieg her kannte, den Suko jedoch nicht erlebt hatte.

Er hatte es mit Soldaten zu tun. Irgendwelche Monster, die es hier in der Gegend in ihrem verfluchten Zustand ausgehalten hatten und nun wieder in die Realität zurückgekehrt waren. Es gab kein perfektes Licht, aber er sah trotzdem ihre schrecklichen Gesichter mit der eingefallenen Haut, die so dünn wie Papier war und dennoch zäh wirkte. Er sah diese verdammten Mäuler, in denen die spitzen Blutzähne besonders hervorstanden, und er wusste, dass die Gier nach seinem Blut unermess-

lich war.

Suko war bereit. Er traute sich auch zu, die beiden mit einem Schlag der Peitsche zu erwischen, aber wieder kam es anders, als er es sich vorgestellt hatte.

Der dumpfe, aber laute Knall erreichte ihn von oben. Sofort drehte er den Kopf nach rechts. Dort lag die Treppe, die zur Brücke hochführte, und dort war eine Tür wuchtig aufgestoßen worden.

Blondes Haar flatterte im Wind. Arme waren angewinkelt und zugleich erhoben.

Justine Cavallo stand dort wie eine Königin.

Ihr scharfes Lachen drang an Sukos Ohren. Sie fühlte sich als die große Siegerin, und bevor Suko diesmal reagierte, stieß sich Justine aus dem Stand heraus ab.

Mit gestreckten Beinen flog sie auf Suko zu ...

Amy Carry begriff die Welt nicht mehr. Okay, sie konnte zwar akzeptieren, dass es das Grauen gab, aber dass es sich so verdichtet hatte, daran hätte sie nicht im Traum gedacht.

Für sie war die Insel, die sie bisher immer als Freiraum angesehen hatte, zu einem Gefängnis geworden, das jetzt von den grauvollsten Wächtern bewacht wurde, die man sich nur vorstellen konnte. Menschen, die keine waren und nur davon lebten, das Blut anderer zu trinken, damit sie auch weiterhin existierten.

Sie war mutig gewesen. Sie wäre auch mit dem sympathischen Chinesen an Bord des festgelaufenen Schiffes gegangen, doch jetzt war sie froh, festen Boden unter den Füßen zu haben. Zwar hatte sie nicht gesehen, was sich dort alles abspielte, aber Suko war noch nicht zurückgekehrt, und das bereitete ihr Sorge. Er wäre bestimmt schon längst wieder bei ihr gewesen, wenn es keine Probleme gegeben hätte, so aber

blieb ihr nichts anderes übrig, als zu warten und die Augen offen zu halten. In dieser Gegend konnte sich das Wetter innerhalb von Minuten verschlechtern. Jeder wusste das, jeder nahm es hin, und tatsächlich geschah dies auch in dieser Nacht, denn jetzt war Wind aufgekommen. Er wühlte die Wellen höher und schleuderte sie dabei zwangsläufig wuchtiger in den kleinen Hafen hinein.

Sie prallten gegen das Schiff, sie wurden an der Kaimauer gebrochen und bildeten hohe Gischtwolken, deren Tropfen fast bis zum Lagerhaus hingeschleudert wurden.

Es sah nach Sturm aus. Es wäre auch normal im Oktober gewesen, der sich bereits seinem Ende zuneigte. Da war man beinahe enttäuscht, wenn keine Herbststürme über das Land und die See hinweg tobten.

Amy überlegte, ob sie sich wieder hinter das Lagerhaus zurückziehen sollte, um dort eine gewisse Sicherheit zu finden. Sie hätte dann nur nichts mehr gesehen, und sie wollte unbedingt beobachten, wie sich die Dinge weiterentwickelten.

Dass sie sich dabei selbst in Gefahr begab, daran dachte sie in diesen Momenten nicht.

Bisher war ja alles gut gegangen ... Immer wieder rollten die Wellen an, die schon fast zu Brechern geworden waren. Sie schlugen gegen die Kaimauer, sie schleuderten Wasser darüber hinweg, sie zogen sich wieder zurück, kamen erneut und ...

Scharf saugte Amy den Atem ein!

Da war jemand!

Ihr schien es, als wären diese beiden Gestalten zusammen mit den Wellen an Land gespült worden, aus dem tiefen Meer heraus, um sich an Land weiterbewegen zu können.

Zwei Gestalten! Zwei aus dem Wasser! Zwei Menschen, die bestimmt nicht vom Himmel gefallen waren, sondern vom Schiff gekommen sein mussten, ohne dass sie es gesehen hatte.

Amy hatte sich nicht wieder zurückgezogen, und genau das war ihr Fehler gewesen. Die nassen Gestalten drehten sich

plötzlich in die gleiche Richtung, als hätten sie sich abgesprochen, und auf einmal sah Amy zwei Augenpaare auf sich gerichtet.

Unwillkürlich hielt sie den Atem an, denn mit einem derartigen Anblick hatte sie nicht gerechnet. Plötzlich waren ihr die Gestalten so nah, obwohl zwischen ihnen eine gewisse Entfernung bestand. Sie aber hatte den Eindruck als sollte sie durch die Blicke auf der Stelle gebannt und nicht mehr losgelassen werden.

Amy konnte sich keinen Reim auf den Anblick machen. Sie sahen so anders aus als der Vampir in der Ruine, aber sie waren keine Menschen, das stand für sie ebenfalls fest.

Sie waren Vampire, sie wollten Blut, um weiterzuleben, und sie wollten *ihre* Blut.

Sie merkte auch, dass in den beiden etwas vorging und sie einen innerlichen Ruck bekommen hatten, denn sie setzten sich zugleich in Bewegung und kamen auf sie zu.

Amy hielt den Atem an. Plötzlich fror sie ein. Es war ihr alles egal. Sie blieb stehen wie unter einem Bannstrahl gefangen. Die Umgebung trat zurück wie ein verschwommener Hintergrund. Es gab eigentlich nur die beiden Gestalten, deren unteren Gesichtsteile sich bewegten, als wären sie aus Gummi.

Sie grinsten Amy an!

Aber sie grinsten in einer besonderen Art, denn jetzt zogen sie die Lippen so weit zurück, dass ihre Zähne sichtbar wurden und die beiden Spitzen nach unten zeigten.

Amy fand nicht einmal Zeit, Angst zu empfinden. Sie konnte nur auf die Gestalten schauen, die Schritt für Schritt näher kamen und sich sie als Beute ausgesucht hatten.

Manchmal verschwammen ihre schrecklichen Fratzen auch vor Amys Augen, als wären sie von der Gischt weggewaschen worden. Die junge Frau bewegte sich nicht. Sie verhielt sich wie eine Gefangene, die ihrem Schicksal nicht mehr entrinnen konnte.

Einmal hatte sie Glück gehabt, aber hier fühlte sie sich wehrloser als in der Ruine.

Zwei Wesen, die es einfach nicht geben durfte, bewegten sich mit ungelenken Bewegungen auf sie zu. Es war das tiefe Grauen, verbunden mit der Urangst der Menschen, das dort Gestalt angenommen hatte und sich ihr mehr und mehr näherte.

Drei, höchstens vier Schritte noch, dann waren sie am Ziel...

Und dann schien eine Stimme von oben zu kommen, um Amy zu warnen. Sie spürte in ihrem Kopf eine Botschaft, die sie sich nicht erklären konnte. Als wäre dies der Angstschrei ihrer Mutter gewesen, mit dem sie gerufen hatte, um die kleine Amy früher zu sich zu holen.

Genau diese Warnung im Kopf wühlte sie auf!

Plötzlich war die Normalität für Amy wieder hergestellt, auch wenn die Vampire weiterhin dort ihre Zeichen setzten.

Die Starre war verschwunden, noch bevor alte, feuchte Totenklaue Amy anfassen konnten.

Aus ihrem Mund gellte ein Schrei, der zugleich so etwas wie ein Startschuss war. Auf der Stelle wirbelte sie herum, und dann gab es für sie kein Halten mehr.

Die Schläge einer Peitsche hätten sie nicht härter zur Flucht antreiben können. Sie rannte, was ihre Kräfte hergaben. Ihr Mund stand noch immer offen. Aus ihm drangen die kleinen abgehackten Schreie hervor, die einfach nicht abreißen wollten und wie ein Motor waren, der sie weiterhin antrieb.

Sie rannte. Sie flog förmlich über das Pflaster hinweg, und sie hatte das schützende Lagerhaus nach wenigen Sekunden schon hinter sich gelassen, und jetzt gab es nur noch ein Ziel für sie.

Das Haus, in dem sie und ihre Mutter wohnten. Sie dachte an die festen Mauern dort und sah es vor ihrem geistigen Auge. Sie glaubte, den Knoblauch sogar riechen zu können, so nahe war er ihr plötzlich. Sie baute sich eine Hoffnung auf, in die sie förmlich hineintaumelte, und noch immer trieben die Schreie sie voran.

Amy Carry schaute sich nicht um. Hätte sie das getan, wäre ihr etwas ganz anderes aufgefallen ...

Ich klammerte mich fest, so gut es ging, und verfluchte dabei die Wetterkapriolen in dieser Ecke Nordschottlands. Ich hatte es ja gewusst, denn es war allgemein bekannt, aber ich hatte nicht damit gerechnet, dass das Wetter so schnell zu unseren Ungunsten umschlagen würde. Da war plötzlich der Wind gekommen, der sich schon zu einem Sturm entwickelt hatte. Kein Orkan, aber die Wellen, gegen die das Boot zu kämpfen hatte, reichten trotzdem aus.

An meiner Kleidung befand sich kein trockener Faden mehr. Immer wieder schlugen die kleinen Brecher hart gegen das Boot. Dann schäumten sie über, sodass ich das Gefühl hatte, unter einer Dusche zu stehen, die niemand abstellte, ich am allerwenigsten.

Es war schon eine verfluchte Fahrt, aber sie musste einfach durchgestanden werden. Ich konnte nur hoffen, dass uns kein Brecher erfasste und in die See schleuderte.

Tom Carry tat sein Bestes. Er bewegte das Ruder so gut es noch ging, und wenn ich ihm einen Blick zuwarf, dann hatte ich das Gefühl, angegrinst zu werden.

Machte ihm dieses Wetter Spaß?

Es war mir ein Rätsel, aber die Menschen sind eben verschieden. Als ich wieder einmal durch mein nasses Gesicht fuhr, obwohl es keinen Sinn hatte, da schickte er mir ein scharfes Lachen entgegen. »Keine Sorge, Sinclair, das packen wir.«

»Bist du sicher?« Ich warf einen besorgten Blick auf den Mast, der sich ebenfalls hin und her bewegte, als wollte er brechen.

Tom lachte gegen den Wind. »Und ob ich sicher bin!«, schrie er dann. »Ich kenne mich aus. Ich habe jahrelang diesen Turn

gemacht. Das ist schon okay.«

Na ja, wenn er das sagte, konnte es stimmen. Gewettet hätte ich darauf allerdings nicht.

Wir wurden durchgeschaulkelt wie auf einem dieser verrückten Karussells auf dem Jahrmarkt. Es fehlte nur noch, dass wir uns über Kopf gedreht hätten, doch das trat zum Glück nicht ein.

Immer wieder tauchten wir ein in ein Wellental, um kurz danach wuchtig in die Höhe geschaufelt zu werden. Dann überkam mich jedes Mal das Gefühl, über den Wellenkämmen zu tanzen und durch die Wucht bis zur Kaimauer geschleudert zu werden.

Und sie war zu sehen.

Ebenso wie das Bergungsschiff, das leicht schräg und wie angeklebt an ihr lag. Es hatte die Einfahrt nicht richtig nehmen können, kein Wunder bei dieser Größe, und jetzt diente es nur noch als Wellenbrecher, an dem die Wassermassen und die Gischt hochschäumten.

Tom Carry hob eine Hand. »Das holen wir locker!«, schrie er gegen das Toben an. »Das ist kein Problem!«

Da war ich mir nicht so sicher, aber der alte Seebär hatte Recht. Wir waren bereits in einen Bereich gelangt, in dem die Wellen ausliefen, und erhielten vom Heck her die Stöße, die dicht aufeinander folgten, sodass sie wie ein einziger zu spüren waren.

Wir rutschten praktisch der Insel entgegen. Wir schleiften über die Wellen hinweg, die teilweise schon von den Kaimauerstücken an den Seiten gebrochen wurden.

Tom Carry hatte noch nicht davon gesprochen, wie schwierig es war, mit diesem kleinen Boot anzulegen. Ich hoffte, dass er es schaffte, und fragte auch nicht danach.

Es war nicht zu glauben, was einige wenige Mauerstücke schafften. Zwar war das Wasser noch unruhig genug, aber ich atmete zum ersten Mal wieder auf.

Wir wurden auf die Kaimauer zugeschoben, und jetzt hatte ich das Gefühl, es wirklich geschafft zu haben. Natürlich legten wir nicht an wie bei ruhiger See, aber die gab es hier oben wohl nicht.

Tom hatte bereits nach einer Leine gefasst. Er kniete im Boot und schleuderte sie wie ein Lasso auf einen der Poller zu. Ich befürchtete, dass sie den Poller verfehlen würde, weil der starke Wind sie zur Seite drückte, aber auch das hatte Tom berücksichtigt, und so schauten wir zu, wie sich die Öffnung um den Poller wickelte und festgezurrt werden konnte.

Erst jetzt regte sich der Mann, den wir aus dem Wasser gefischt hatten. Auch er war nass und lag in einer Wasserlache. Noch immer war Kevin Taggart die Angst deutlich anzusehen. Wahrscheinlich waren die Bilder der nahen Vergangenheit permanent vor seinem geistigen Auge abgelaufen, aber nun setzte er sich hin und erwischte mich mit seinem fragenden Blick.

»Wir haben es geschafft!«, sagte ich.

»Gerettet?«

»Ja.« Ob das so stimmte, konnte ich mit Sicherheit auch nicht sagen, denn es gab noch die Blutsauger, die sich bestimmt nicht zurückgezogen hatten.

Das Boot war festgetäut, doch es war nicht einfach, die schaukelnde Nussschale zu verlassen.

Kevin Taggart überließen wir den Vortritt. Er war ein Seemann und hatte damit keine Probleme. Dann bekam ich einen Schlag in den Rücken. »Sinclair, jetzt du!«

Ich wartete genau den Moment ab, als der Bootskörper sich ziemlich nah an der Kaimauer befand, dann wagte ich den ersten langen Schritt - und hatte das Glück, aufs Trockene zu gelangen.

Trocken war der Boden nicht. Aber er schwankte zum Glück nicht. Immer wieder schäumten die zuvor gebrochenen Wellen über, aber es gab keinen unsicheren Boden mehr, und so

konnte ich wunderbar Tritt fassen. Die Probleme waren vergessen.

Als Letzter verließ Tom Carry das Boot. Er schüttelte sich wie ein nasser Hund und lachte uns sogar an. »War doch alles super, nicht?«

»Ja, Tom, gratuliere.«

»Was jetzt folgt, ist dein Problem, Sinclair. Da halte ich mich heraus. Ich kenne nur Menschen, aber keine Geschöpfe, die das Blut anderer saugen.«

»Wo willst du hin?«, fragte ich.

Er warf Taggart einen Blick zu. »Was ist denn mit dir, mein Freund?«

»Weiß nicht.« Er deutete auf das Schiff. »Ich ... ich ... habe Angst, wieder an Bord zu gehen.«

»Kann ich verstehen.«

Was die beiden Männer noch miteinander sprachen, glitt an meinen Ohren vorbei, denn ich war auf etwas anderes aufmerksam geworden und stand plötzlich wieder mitten im Fall.

Wir hielten uns nicht allein in dieser Gegend nahe der Kaimauer auf. Etwas weiter entfernt stand ein einsames kleines Lagerhaus. Nicht weit davon entfernt gab eine einsame Laterne ihr Licht ab. Durch den gelben Schein wischten die Tropfen der Gischt, die dadurch aussahen wie gelbe Perlen.

Aber das war nicht wichtig für mich, denn es gab etwas anderes zu sehen. Nahe des Lagerhauses und beinahe in dessen Schatten, standen die beiden Männer. Seeleute auf den ersten Blick, aber nicht auf den zweiten.

Sie taten uns nichts. Ich wusste trotzdem Bescheid und brauchte mich nur auf ihre Haltungen zu konzentrieren. Denn die Gestalten, die dort lauerten, mussten einfach zwei Vampire sein.

Ich war nicht geschockt, denn damit hatte ich rechnen müssen. Ich ging sogar näher an sie heran, um meinen Verdacht bestätigt zu bekommen.

Nach dem dritten Schritt fiel mir etwas auf.

Abgesehen von ihren schrecklichen Gesichtern war es die Kleidung, die mich störte. Man konnte sie auf keinen Fall als normal bezeichnen, und ich sah mich auch nicht unbedingt als Fachmann an, was Uniformen anging, doch diese beiden trugen Uniformen, und dafür gab es nur eine Erklärung.

Ich hatte es mit Soldaten zu tun!

Nein, mit ehemaligen, die vom Grund des Meeres geborgen worden waren. Damit bestätigte sich auch Taggerts Aussage.

Wenn es Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg gewesen waren, die man als Vampire aus welchen Gründen auch immer in ein U-Boot gesteckt hatte, dann mussten sie einen verdammten Hunger und auch Durst nach dem Blut normaler Menschen haben.

Für sie waren Taggart, Carry und ich die perfekten Opfer.

Ich hatte auch den Eindruck, als hätten wir sie bei etwas anderem gestört. Sie waren mir so vorgekommen wie Gestalten, die in eine bestimmte Richtung laufen wollten, aber nicht eben hin zum Wasser, wo wir uns aufhielten.

Ich blickte kurz über die Schulter zurück, denn die Zeit hatte ich noch. Carry und Taggart standen starr auf der Stelle, aber auch sie schauten in eine bestimmte Richtung, und ich sah, dass Taggart dem anderen etwas zuflüsterte.

»Sind sie das?«, rief Tom mir zu. »Sind das die verdammten Blutsauger aus der Tiefe?« »Ja.«

»Scheiße auch!«

»Bleibt zurück!«, wies ich sie an. »Oder sucht euch Deckung! Ich nehme sie mir vor.«

Eine Antwort erhielt ich nicht. Bestimmt waren sie zu überrascht, um etwas erwidern zu können. Es kam auch nicht jeden Tag vor, dass zwei normale Menschen mit einem uralten Grauen konfrontiert wurden.

Um uns herum war es düster und kalt. Gischt schäumte über die Kaimauern hinweg und nässte meinen Nacken. Ich nahm es

nur am Rande wahr, denn für mich gab es ausschließlich die beiden Wiedergänger.

Leider nur zwei. Kevin Taggart hatte von vier Gestalten gesprochen, die aus dem Meer geholt worden waren.

Zwei fehlten noch auf meiner Liste. Es konnte sein, dass sie sich noch auf dem Schiff befanden. Zunächst musste ich mich um diese hier kümmern.

Ich sollte das Opfer sein!

In mir floss das Blut, auf das sie so lange hatten verzichten müssen, und das sie sich jetzt holen wollten.

Okay, sie sollten es versuchen.

Was für normale Menschen den Tod bedeutet hätte, ließ mich kalt, denn oft genug hatte ich diese Blutsauger durch gezielte Schüsse ausgeschaltet.

Auch hier würde es keine großen Probleme geben, denn es gab nichts, wo sie sich hätten verstecken können. Sie mussten mich direkt angreifen und würden somit in ihr Verderben laufen.

Manchmal war es eben einfach, sich diese Kreaturen vom Leib zu halten.

Ich ließ sie zunächst kommen. Dabei wollte ich eine bestimmte Entfernung erhalten, da ich mit meinen Schüssen auf Nummer sicher gehen musste. Tom Carry und Kevin Taggart waren glücklicherweise zurückgeblieben und wollten auch nicht eingreifen, um sich hier als mutige Typen darzustellen.

Da die beiden Blutsauger so verdammt lange auf die Nahrung gewartet hatten, reagierten sie entsprechend ungestüm und auch unvorsichtig. Sie wollten mich so schnell wie möglich am Boden haben, um mich zerreißen zu können, und auch auf die gezogene Waffe gaben sie keine Acht.

Ich ging zwei Schritte nach links. Auch um sie zur Seite zu locken. Im Prinzip wollte ich, dass sie sich trennten und nicht mehr so dicht nebeneinander hergingen. Dann feuerte ich!

Der Schuss klang nicht so laut wie in einem normalen Raum.

Die Echos verwehten. Sie wurden zudem von den übrigen Geräuschen verschluckt. Der erste Blutsauger taumelte plötzlich. Er riss seinen Kopf noch in die Höhe, als wollte er mir vorwurfsvoll die Wunde präsentieren, die sich in seinem Hals abzeichnete. Sie war auch schräg in das Kinn hineingefahren und hatte es zum größten Teil zerschmettert.

Um diese Gestalt brauchte ich mich nicht zu kümmern. Ich drehte mich auf der Stelle und sah die andere Gestalt schon dicht vor mir. Sie hatte ihre Hände nach vorn gestreckt, um mich an den Schultern zu packen und dann zu Boden zu werfen.

Mein Geschoss war schneller!

Es raste durch die Lücke zwischen den beiden gestreckten Armen und hieb in den Kopf hinein. Die Hälfte der Stirn war plötzlich nicht mehr vorhanden, dann knickte die Horror-Gestalt ein und lag eine Sekunde später am Boden.

So einfach war das! Oder so einfach konnte es sein. Es war auch nicht immer der Fall. Hier waren mir die Vampire praktisch ins offene Messer gelaufen, und ich hatte das Glück gehabt, entsprechend bewaffnet zu sein, denn mit normalen Kugeln wären sie nicht zu vernichten gewesen. Über Jahrzehnte hinweg hatten sie auf ihren Auftritt gewartet. Jetzt lagen sie auf dem nassen Boden, und drei Augenpaare bekamen mit, wie sie allmählich verfaulten. Da immer wieder die Ausläufer der über den Kai schwappenden Wellen anrollten, hatte es den Anschein, als würden die Reste schon jetzt weggespült.

Ich drehte mich um und schaute zu den beiden Männern hin, die alles gesehen hatten. Sie hätten glücklich aussehen müssen, denn die große Gefahr war verschwunden. Aber sie standen nur da und staunten. Sicherlich hatten sie Fragen, die jedoch blieben ihnen in der Kehle stecken, und das Nichtbegreifen deuteten sie auch durch das Schütteln der Köpfe an.

»Wie hast du das gemacht, Sinclair?«, fragte Tom Carry.

»Geweihtes Silber.«

Er stöhnte und staunte zugleich. »Wie im Roman?«

»Ja.«

»Und sie sind wirklich erledigt?«

»Schau hin. Sie lösen sich auf. Das Wasser wird die Reste wegschwemmen.«

Carry sah nicht hin. Er blickte Taggart an, der einfach nur auf der Stelle stand und seinen Kopf gesenkt hatte.

»Ich kann hier nicht bleiben!«, sagte Tom Carry. »Ich werde gehen. Ich muss nach Hause ...«

»Okay, es wird wohl am besten sein.« Ich wollte ihm noch sagen, dass er seine Tochter mitnehmen konnte, aber von Amy war nichts zu sehen. Wenn sie sich hinter dem kleinen Lagerhaus aufgehalten hatte, dann wäre sie spätestens jetzt erschienen, da alles vorbei war. Aber sie kam nicht, und so ging ich davon aus, dass sie möglicherweise die Flucht ergriffen hatte und sich schon in der Gaststätte befand.

Ich sprach mit Tom nicht über Amy, dafür hörte ich, wie Taggart sich an den Fischer wandte.

Kevin fror und zitterte. Die Decke, längst nass geworden, war im Boot zurückgeblieben, und er hatte Mühe, bei seinen zitterigen Lippen überhaupt sprechen zu können.

»Bitte - ich ... ich ... ich weiß nicht wohin ich gehen soll. Kann ich mit dir ...«

»Klar, du kommst mit.«

»Danke.«

Sie schauten mich an, um sich von mir eine Bestätigung zu holen, und ich nickte ihnen zu. »Okay, es wird wohl das beste sein, wenn ihr in der Gaststätte wartet.«

»Was ist mit dir?«

Ich lächelte Tom zu. »Für mich gibt es noch einiges zu erledigen. Die beiden alten Blutsauger waren das geringste Problem.« Mein Blick fiel auf das schräg im Wasser liegende Schiff. »Ich denke, da gibt es noch andere Aufgaben zu erledigen.«

»Die Blonde?«, fragte Kevin.

»Ja, die besonders«, sagte ich beim Wegdrehen. Weitere Blutsauger entdeckte ich nicht in der Nähe, und so ging ich davon aus, dass sich keine mehr an Land aufhielten.

Ich aber wusste, dass der härteste Stress noch vor mir lag ...

Suko war ein Mensch, der wirklich schnell reagieren konnte. Zudem ein Kampfpaket, das sich vor keinem Gegner fürchtete. Er war der Mensch, der seine Hände und Füße perfekt einsetzte, aber es gab auch für ihn Grenzen.

Die waren erreicht, als die Blonde auf ihn zuflog. Sie berührte die Stufen nicht, und bevor Suko reagieren konnte, prallte sie gegen ihn.

Es war der Schlag, dem Suko nicht mehr ausweichen konnte. Er fiel zurück, prallte auf das nasse Deck und schlitterte dort mit dem Rücken über die Planken.

Sekundenlang tanzte die Welt wie ein bizarrer Taumel vor ihm hin und her. Er wusste, dass er verloren war, wenn er einen Fehler beging. Die Peitsche hielt er längst nicht mehr fest. Sie lag irgendwo auf dem nassen Deck, aber er besaß noch die Beretta. Auch wenn er sich nicht mehr voll konzentrieren konnte, der Griff nach dieser Waffe glich bei ihm schon einem Automatismus, nur ließ ihn die andere Seite dazu nicht mehr kommen, denn der Tritt gegen den Oberarm schleuderte seine rechte Hand zur Seite. Die Beretta und der Arm rutschten über das Deck hinweg. Suko sah sogar, wie die Waffe aus seinen Fingern glitt, dann erschienen vor ihm zwei Hände, die blitzartig zupackten, ihn in die Höhe rissen, ihn aber dort nicht mehr ließen, sondern wie ein Stück Abfall über das Deck schleuderten.

Er hatte keine Chance, die Wucht aus eigener Kraft zu stoppen. Mit dem Rücken prallte er gegen einen harten Widerstand.

Er wusste nicht, was ihn aufgehalten hatte, aber der Schmerz im Körper raubte ihm für einen Moment die Luft.

Sein Blick war noch klar.

Er sah sie kommen. Mit zwei Sprüngen hatte sie ihn erreicht. Justine schien durch die Luft zu fliegen. Sie war wahnsinnig stark, sie konnte zudem kämpfen wie ein Samurai, und sie war eine Vampirin.

Wieder gelang es Suko nicht, sich zu wehren. Zwei Hände zerrten ihn in die Höhe. Noch aus der Bewegung heraus warf sich Justine nach hinten. Sie prallte auf den Rücken und schleuderte Suko im nächsten Augenblick über sich hinweg.

Wieder schlug er hart auf. Diesmal mit der Vorderseite zuerst. Die blonde Bestie hatte ihn zu einem Spielball degradiert, und das war ihm bisher noch nicht passiert. Sie wollte ihn fertig machen, um dann in Ruhe sein Blut trinken zu können.

Aber er war noch nicht geschlagen. Auch wenn sie wieder kam, wusste Suko, dass er sich wehren konnte. Als sie mit beiden Beinen zuerst auf ihn springen wollte, rollte er sich genau im richtigen Moment herum, sodass sie ins Leere sprang.

Dann war er an der Reihe. Durch einen raffiniert angesetzten Scherenschlag seiner Füße schlug er ihr die Beine weg. Plötzlich lag auch sie am Boden.

Suko sah ein, dass er ihr an Kräften unterlegen war. Er wollte den körperlichen Zweikampf beenden. Es passte ihm zwar nicht, aber es musste sein.

Auf den Planken liegend hatte er die Beretta gesehen. Sie war nicht mal weit von ihm entfernt zur Ruhe gekommen, und Suko hetzte geduckt auf die Pistole zu.

Er bekam sie auch zwischen die Hände, schlitterte dabei allerdings nach vorn, landete wieder auf dem Bauch und musste sich erst drehen, um freie Schussbahn zu bekommen, als sie schon bei ihm war.

Er feuerte.

Leider um einen Sekundenbruchteil zu spät. Justine schien in der Luft zu stehen, das rechte Bein vorgestreckt, das linke zurückgesetzt, doch das war ein Irrtum, denn die Spitze des Fußes traf die Waffe. Die Kugel verfehlte ihr Ziel, und zu einem zweiten Schuss kam Suko nicht mehr, denn da war Justine über ihm.

Wieder zerrte sie ihn hoch.

Plötzlich sah Suko das Gesicht dicht vor sich. Nur für den Bruchteil einer Sekunde, aber dieser Anblick prägte sich ihm ein.

Da war nichts mehr von der perfekten Schönheit zu sehen, die reine Gier nach dem Blut leuchtete in ihren Augen.

Suko rammte das rechte Knie in die Höhe. Gleichzeitig schlug er mit beiden Händen rechts und links gegen ihren Hals.

Justine Cavallo zuckte zusammen, aber sie lachte, denn einen Schmerz spürte sie nicht. Wieder degradierte sie den Inspektor zu einem menschlichen Spielball.

Sie bewies, welch eine mörderische Kraft in ihr steckte. Mit einer schon locker anmutenden Bewegung schleuderte sie ihn wieder zurück, und Suko prallte mit dem Rücken gegen die Reling. Wieder zuckten die Schmerzen bis hoch zum Hals, aber er war nicht bewusstlos, und Justine Cavallo sah sich als Siegerin.

So verhielt sie sich auch.

Plötzlich hatte sie Zeit, sehr viel Zeit. Sie schlenderte näher und hatte die Zähne gefletscht. Sie wollte Suko zeigen, dass er keine Chance mehr gegen sie hatte, und damit beging sie einen Fehler, denn sie wusste nicht, dass Suko noch eine Waffe bei sich trug.

Bisher war er nicht dazu gekommen, seinen Stab zu berühren. Genau das holte er jetzt nach.

Der Hauch einer Berührung reichte aus. Der Stab steckte in Sukos Innentasche, und noch in der gleichen Sekunde, in der er ihn berührte, rief er das eine wichtige Wort:

»Topar!«

Justine Cavallo erstarre!

Es musste für mich eine Möglichkeit geben, an Deck des Schiffes zu kommen. Ich hatte meinen Freund Suko zwar nicht gesehen, konnte mir jedoch vorstellen, dass er sich dort aufhielt. Zu hören war nichts, zu sehen ebenfalls nichts, denn die hier anrollenden Wellen übertönten alle anderen Geräusche.

Das Wasser tobte um mich herum. Immer wieder hieben die Wogen gegen die Kaimauern und ebenfalls gegen das Schiff. Sie produzierten die Gischtnebel, sie rollten über meine Füße hinweg, sodass ich Acht geben musste, um nicht auszurutschen.

Ich sah über mir einen Bergungsarm, der leicht schwankte, weil das Schiff eben leicht taumelte. Am Ende des Krans hing ein Haken nach unten. Es war ein sehr schwerer Gegenstand, der die Bewegungen des Schiffes ebenfalls mitmachte und mich praktisch einlud, nach ihm zu greifen. Nur schwang er einfach zu hoch über meinen Kopf hinweg, und deshalb suchte ich nach einer anderen Chance.

Oder es mit einem Sprung versuchen?

Nein, denn etwas anderes passierte. Es war gut, dass ich an der Bordwand hochgeschaut hatte, denn so bekam ich mit, dass sich etwas über die Reling hinwegdrängte.

Zuerst waren es für mich nur blasses Flecken, mit denen ich nichts anfangen konnte. Aber die Flecken schoben sich in die Höhe. Zu ihnen gehörten Körper, und jetzt wurde mir klar, wer sich dort oben zeigte.

Einen Moment später erhielt ich den endgültigen Beweis. Sie waren keine Menschen, sie konnten deshalb auch anders handeln. Sie bekamen das Übergewicht und fielen nach unten.

Möglicherweise hatten sie auf mich gezielt, um mich zu

Boden zu reißen. Nur schafften sie das nicht mehr, denn ich war mit einem schnellen Schritt zur Seite gesprungen.

Etwa einen Meter von mir entfernt klatschten sie auf den nassen Boden. Wasser spritzte bei ihrem Aufschlag in die Höhe. Menschen hätten sich leicht das Genick brechen können, zumindest wären sie nach diesem Aufprall so schnell nicht wieder aufgestanden, aber die alten Blutsauger waren nicht mit normalen Menschen zu vergleichen. Auch wenn sie verletzt oder etwas an ihren Gliedmaßen abbekommen hatten, sie schafften es trotzdem, auf die Beine zu gelangen. Es sah zwar ungelenk aus, aber der Zweck heiligte hier die Mittel.

Ich sah sie vor mir. Sie sahen schlimm aus. Nicht nur nass, sondern auch mit einem stinkenden und nassen Stoff einer ehemaligen Uniform bekleidet. Ich hatte es hier mit zwei Vampir-Soldaten zu tun, die aus dem U-Boot geholt worden waren.

Wie schon vorher auf dem Kai.

Kevin Taggert hatte von vier Besatzungsmitgliedern gesprochen, zwei hatte ich durch meine Silberkugeln erledigt, jetzt gab es nur noch die beiden.

Sie wollten mich, nachdem sie sich aufgerafft hatten. Sie wuchteten sich vor, sie hatten auch Schwierigkeiten, sich normal zu bewegen, denn bei dem Aufprall mussten sie sich einiges verstaucht, wenn nicht sogar gebrochen haben.

Und wieder war es so einfach für mich. Ich konnte es kaum fassen und schüttelte den Kopf. Was bei anderen Menschen Albträume und Stürme der Angst auslösten, das lief hier ganz lässig über die Bühne. Ich hatte Zeit genug, auf sie zu zielen.

Zwei Schüsse krachten.

Zwei Mal wurden die Wiedergänger mitten in die Stirn getroffen. Sie mussten die Kugeln nehmen und blieben noch für einen Moment auf der Stelle stehen, dann kippten sie einfach zu Boden, wobei sie sich gegenseitig noch anstießen. Wie aufgebahrt kamen sie mir vor und fingen damit an, sich

aufzulösen.

Ich hatte es geschafft!

Aber ich wusste auch, dass ich mir durch die Kugeln nur ein Randproblem vom Hals geschafft hatte. Alles andere lief weiter, und von Suko hatte ich bisher nichts gesehen, auch nichts von Justine Cavallo. Zumindest war der Weg an Bord von diesen Hindernissen geräumt. Es musste einfach eine Möglichkeit geben, um auf das Schiff zu gelangen. Dabei dachte ich auch an die Brücke.

Noch immer war sie praktisch der einzige hellere Ort auf dem Schiff. Zwar konnte ich von meinem Standort aus gegen die Scheiben schauen, doch ich war enttäuscht, als ich dahinter keine Bewegung sah, denn genau das hätte ich mir gewünscht. Ein Blick nur auf die verdammt Justine Cavallo.

Es gab kein Fallreep an der Seite, es gab keine Leiter, es gab gar nichts, das ich als Treppe hätte benutzen können, um an Bord zu gelangen.

Das Schiff wurde immer wieder von den anrollenden Wellen erwischt. Es krängte auf die Seite, und bei jeder Bewegung wurde der große Haken an dem Bergungsarm nach unten gedrückt und geriet immer mehr in meine unmittelbare Reichweite.

Es war wirklich die einzige Möglichkeit. Vielleicht hatte sie auch Suko wahrgenommen, um an Bord zu gelangen. Egal, was da alles abgelaufen war, ich musste es einfach packen.

Noch mal hingeschaut, dann der Sprung!

Ich hatte mich genau im richtigen Moment abgestoßen, bekam den schweren Haken zu fassen, wurde mit einer Schaukelbewegung in die Höhe gehievt und schwebte noch höher über dem Kai.

Damit hatte ich die Reling nicht erreicht. Ich kam mir sogar recht hilflos vor und dachte auch daran, dass man mich von Deck aus abschießen konnte wie eine Tontaube.

Aber ich machte weiter.

Es war der einzige Weg, so glaubte ich. Aber ich war ein Mensch, und Menschen können irren ...

Suko hatte das magische Wort nicht zu laut geschrien, gerade so, dass Justine Cavallo es hörte. Mochte sie noch so stark sein, jetzt geriet sie in den magischen Bann des Stabes, der einst dem großen Religionsstifter Buddha gehört hatte und sich nun quasi als Erbe in Sukos Besitz befand.

Für Sekunden existierte die Zeit nicht mehr!

Das heißt, für Suko schon, denn er war der Träger des Stabs, und er konnte sich auch bewegen. Nicht aber die anderen, die das magische Wort gehört hatten. Sie waren dazu verdammt, dort stehen zu bleiben, wo es sie erwischt hatte.

Genau für fünf Sekunden!

In dieser Zeit konnte sich vieles ändern. Da hatte sich auch schon vieles geändert, das hatte die Vergangenheit Suko immer wieder gelehrt. Es lag einzig und allein in seiner Hand. Er durfte vieles, nur eines nicht: Töten!

Kein Gegner durfte vom Leben in den Tod befördert werden, wenn er in dieser Starre stand. Hätte Suko das getan, dann wäre die Wirkung des Stabes aufgehoben worden.

Und so konnte er sich nur auf seine normalen Mittel verlassen und nicht auf irgendwelche Waffen. Er wäre gern gelaufen, um die Beretta wieder an sich zu nehmen, doch er musste erkennen, dass das Schicksal diesmal nicht voll auf seiner Seite stand. Die Beretta war zwar frei, aber sie lag einfach zu weit von ihm entfernt. Fast auf der anderen Seite des Decks. Dort hinzulaufen und sie an sich zu nehmen, hätte ihn zuviel Zeit gekostet. Da hätte er schon die doppelte Anzahl an Sekunden gebraucht, und das war leider nicht möglich.

Es gab nur eine Chance für ihn, um den Kampf zu gewinnen. Er musste Justine Cavallo auf eine bestimmte Art und Weise

loswerden, und genau das hatte er vor.

Er hatte sich blitzschnell entschieden, denn er brauchte jetzt freie Bahn, um hier die Dinge richten zu können.

Suko huschte mit schnellen Schritten auf die Blutsaugerin zu. Die blonde Bestie hatte es voll erwischt. Sie sah jetzt aus wie eine in Leder gekleidete Schaufensterpuppe. Nichts an ihrem Körper bewegte sich mehr. Die Zähne gefletscht, die Augen weit geöffnet, die Arme leicht vorgestreckt, ebenso wie die Finger mit den rot lackierten Nägeln - so stand sie da.

Suko bewegte sich schnell. Er musste schnell sein. Und er war bei Justine, bevor diese aus ihrer Starre erwachte.

Mit einem Griff hatte Suko ihre Hüften umfasst. Im nächsten Moment hob er sie an. Plötzlich schwebte sie in der Luft. Sie war gar nicht so schwer, und wieder dachte Suko daran, dass er eine Puppe festhielt, und er hasste es auch, dass seine zweite Waffe, die Dämonenpeitsche, ebenfalls so weit von ihm entfernt war.

Es blieb bei der einzigen Möglichkeit, um die blonde Bestie loszuwerden.

Suko drehte sich und lief mit ihr auf die Reling zu. Es war ja nur ein kurzes Stück. Dann tat er das, was ihm als einzige Möglichkeit blieb.

Er wuchtete den Körper über die Reling hinweg und schleuderte ihn in das tosende Wasser.

Ob sie noch als starre Person in die Fluten fiel oder schon wieder normal war, das bekam er nicht mit. Aber er hatte es geschafft, sie sich zunächst vom Hals zu schaffen. Aufgeben wollte er nicht. Nach dem Einsammeln der Waffen musste er so schnell wie möglich das Schiff verlassen. Vielleicht erwischte er Justine, wenn sie aus dem Wasser kletterte. Er hatte auch noch eine zweite Hoffnung, obwohl sie nicht mehr als ein winziger Funke war.

Irgendwie setzte er darauf, dass das fließende Wasser die Bestie vernichten würde. Nicht bei ihr. Auch die alten Blutsau-

ger waren nicht zerfallen, als sie aus dem U-Boot in die Höhe geglitten waren. Der Kampf würde sich auf der Insel fortsetzen, davon war er schon jetzt überzeugt.

Suko nahm die Beretta an sich. Sekunden später befand sich auch die Dämonenpeitsche wieder in seinem Besitz. Als er sich aufrichtete, hörte er einen Ruf.

Suko blickte nach vorn.

Der Kapitän hatte die Brücke verlassen. Er sah ziemlich derangiert aus, sein Blick war ohne Leben. Er kam auf Suko zu, sein Gesicht war dabei eine blasse Masse, aber es war nicht Suko zugeschlagen, er schaute an dem Inspektor vorbei auf die Steuerbordseite des festgefahrenen Bergungsschiffes.

Er musste dort etwas gesehen haben, das ihn tief getroffen hatte. Suko dachte sofort an Justine, obwohl das kaum möglich sein konnte.

»Nein!«, flüsterte er sich selbst zu.

Es war nicht Justine Cavallo, die versuchte, über den Bergungsarm an Bord zu klettern, sondern eine andere Person.

Sein Freund John Sinclair!

Ich hatte es geschafft und mich an diesem Arm so weit vorgehangelt, dass ich unter mir das Deck sah. Viel hatte ich mir nicht vorgestellt und war im ersten Moment sogar erleichtert, als ich meinen Freund erkannte und einen zweiten Mann, den ich zum ersten Mal in meinem Leben sah. Der Kleidung nach zu urteilen, gehörte er zur Besatzung des Schiffes. Es gab keine Leiter, über die ich nach unten klettern konnte, und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich fallen zu lassen.

»Achtung, John!«

Ich sprang, als ich Sukos Ruf hörte.

Noch als ich mich auf den Weg nach unten befand, lief er vor, um mich abzustützen. Als ich aufprallte, fiel ich nach vorn und

ihm direkt in die Arme.

»Willkommen an Bord, Alter!«

Seinen Humor hatte er nicht verloren, obwohl es ihm nicht gerade gut ging, denn er sah ziemlich abgekämpft aus. Ich hatte ihn schon anders erlebt, und ich nahm an, dass er einiges hinter sich hatte, denn er bewegte sich auch nicht mehr so locker wie sonst. Bei einigen Bewegungen verzerrte sich sein Mund, und er hielt sich auch ein paar Mal den Rücken.

»Was ist passiert?«

Suko lachte mich an. »Sie ist weg, und ich habe sie nicht stoppen können. Justine Cavallo war einfach zu stark für mich, John. Kannst du dir das vorstellen? Die hätte mich fertig gemacht, die hätte mich zerrissen, die hätte mich leer getrunken, aber ...«, er hob die Schultern und schüttelte den Kopf.

Ich wusste nicht alles, doch was ich gehört hatte, reichte mir bereits. Ich konnte zudem nachfühlen, wie es in Suko aussah, denn auch ich hatte schon gegen Justine gekämpft und natürlich verloren. Sie hatte mich richtig klein gemacht, und so ähnlich musste es auch Suko ergangen sein.

»Wo ist sie jetzt?«

Er hob beide Arme. »Ob du es glaubst oder nicht, ich habe sie über Bord und ins Wasser geworfen. Etwas anderes blieb mir nicht übrig. Ich war froh, noch diese Chance zu bekommen. Alles andere wäre für mich voll in die Hose gegangen.«

»Über Bord? Wie hast...«

»Durch den Stab.«

»Klar«, sagte ich lachend.

»Mehr passierte leider nicht. Ich konnte die Sache nicht kippen.« Suko ballte seine rechte Hand zur Faust. In der nächsten Sekunde erfuhr ich, was hier auf dem Deck passiert war. Jetzt konnte ich mir erst richtig vorstellen, wie stark Suko gelitten hatte. Ich stellte auch keine weiteren Fragen mehr. Dafür lief ich auf die Backbordseite zu und schaute dort über die Reling hinweg.

Da rollten die Wellen an, schlugen gegen den Schiffskörper, tobten, schäumten, gischten, aber zu sehen war nichts. Kein Körper mit blonden Haaren wurde durch das Wasser geschleudert. Auch auf dem Kai entdeckte ich keine Bewegung.

Ich ging achselzuckend zu Suko zurück, der jetzt neben dem knochenbleichen Mitglied der Besatzung stand. Der Mann sah aus, als wartete er auf seine eigene Hinrichtung und zitterte am gesamten Körper.

»Das ist Dean Pollack«, stellte ihn mir Suko vor. »Er ist der Kapitän des Schiffes.«

Ich nickte ihm zu, und Pollack lächelte verkrampt. Dann kam ich wieder auf Justine Cavallo zu sprechen. »Ich habe keine Spur von ihr gesehen. Es gibt nur zwei Möglichkeiten. Entweder haben die Wellen sie gepackt und abgetrieben oder es ist ihr gelungen, an Land zu klettern. Dann befindet sie sich wieder auf der Insel.«

Suko runzelte die Stirn. »Wenn du mich fragst, hat sie es geschafft. Die hat zehn Leben, verflucht.«

»Wenn nicht noch mehr.«

»Dean Pollack hat sie auch erlebt. Aber nicht als Vampir. Sie hat ihn, die Mannschaft und das Schiff gechartert, um das gesunkene U-Boot zu öffnen. Kapitän Pollack befehligt ein Bergungsschiff. Viel mehr weiß ich auch nicht.«

»Und was ist mit Ihnen, Mr. Pollack?«, fragte ich.

Der Mann nahm seine Mütze ab und strich über das graumeierte Haar. Er atmete schwer und schaute dabei zu Boden. Und er zuckte immer wieder mit den Schultern, als wollte er uns deutlich machen, dass er nichts dazu konnte.

Hier an Bord waren wir falsch. Wir mussten so schnell wie möglich weg. Trotzdem hörten wir Pollack zu, der mit tonloser und immer wieder stockender Stimme berichtete, was sich hier abgespielt hatte, und der jetzt allein auf weiter Flur stand, denn er hatte seine Mannschaft verloren, aber sein Leben gerettet.

»Wie es weitergehen soll, weiß ich nicht«, flüsterte er. »Ich

weiß auch nicht, was ich den zuständigen Mitarbeitern in der Hafenbehörde sagen soll. Man wird mir nicht glauben. Außerdem sitzen wir hier fest. Das Schiff muss abgeschleppt werden und ...«

»Das lassen Sie mal unsere Sorge sein«, erklärte ich. »Wir werden uns morgen darum kümmern.«

»Aber ich bleibe hier an Deck!«

Zuerst wollten wir beide widersprechen, dann sahen wir ein, dass es hier relativ sicher war, denn die U-Boot-Vampire gab es nicht mehr, und auch die Männer der Besatzung hatten ihren Frieden gefunden. Sie waren von Schlägen mit der Dämonenpeitsche erlöst worden.

Als ich berichtete, was mir widerfahren war, sah ich Pollack zum ersten Mal lächeln. »Es ist gut, dass Taggart es geschafft hat. Wir hätten alle über Bord springen sollen, aber im Nachhinein ist man immer schlauer.« Er schaute über Deck und fragte: »Wo ist er denn jetzt?«

»Auf der Insel«, erwiderte ich. »Dabei hoffe ich, dass Tom Carry ihn in Sicherheit gebracht hat.«

»Gibt es die?«

Es war eine gute Frage, die wir ihm nicht sicher beantworten konnten. Es war nur zu hoffen, dass sich die Menschen nicht mehr in einer unmittelbaren Gefahr befanden.

Ich erkundigte mich noch mal, ob er wirklich auf seinem Schiff bleiben wollte, und er nickte heftig. »Ja, der Kapitän bleibt bis zum Schluss. Das war immer so, und das wird auch so bleiben. Da können Hunderte von Jahren vergehen.«

»Dann werden wir wieder auf die Insel gehen.«

»Suchen Sie die Cavallo?«

»Ja.«

»Vielleicht ist sie ertrunken. Ich konnte sehen, wie sie ins Wasser geworfen wurde.«

»Nicht sie«, sagte ich und grinste dabei hart. »Nicht eine Justine Cavallo. Sie wird diesen Abgang als Niederlage

betrachten und versuchen, diese so schnell wie möglich wieder auszumerzen. Das kann ich Ihnen sagen, so gut kennen wir sie.«

Der Kapitän überlegte kurz und stellte dann eine Frage, die ziemlich berechtigt war. »Kann man eine Person wie sie überhaupt vernichten? Ist sie nicht allen überlegen?«

Ich lachte auf. »Im Prinzip haben Sie schon Recht. Sie ist verdammt stark und den Menschen überlegen. Trotzdem müssen wir weitermachen. Die blonde Bestie darf sich nicht rächen.«

Pollack hatte bei meinen Worten eine Gänsehaut bekommen, und für mich war auch alles gesagt worden. Die letzte Zeit war mir sehr lang vorgekommen, beinahe wie Stunden. Der Blick zur Uhr allerdings machte mir klar, dass ich da einem Irrtum erlegen war. Es war nicht so viel Zeit vergangen, denn wir hatten nicht einmal Mitternacht.

»Wollen Sie die Blonde jetzt suchen?«

»Das hatten wir vor.«

Pollack bekreuzigte sich. »Was passiert denn, wenn sie stärker ist? Was machen Sie dann?«

»Wir wollen es nicht hoffen«, sagte Suko...

»Wir haben es gleich geschafft, Kevin. Halte durch. Dann bekommst du was zu trinken. Den besten Rum der Welt. Kannst auch heißen Tee haben oder beides gemischt.«

Taggart hustete. Er fror. Er zitterte. Er war schwach, und er war froh, dass Tom Carry ihn stützte, denn der Weg über die Insel war nicht eben ein Kinderspiel. Das Gelände stieg an, zwar nicht unbedingt steil, aber es reichte für einen erschöpften Menschen. Ohne Hilfe wäre Taggart zusammengebrochen.

Er hatte geredet. Er hatte reden müssen, um das Grauen loszuwerden, das in ihm steckte und sich ausgebreitet hatte. Er

wusste, dass seine Erinnerungen nicht erlöschen würden. Sie würden sich nur abschwächen, aber ganz verschwinden würden sie nie.

Beide Männer hatten die Uferregion hinter sich gelassen und befanden sich jetzt an der höchsten Stelle der Insel, wo das Gelände recht eben war und sie nicht mehr zu steigen brauchten. Die Ruine war auch in der Dunkelheit zu erkennen, aber auch die ersten Häuser, hinter deren kleinen Fenstern Licht schimmerte. Da gab es Leben, und deshalb nahm Taggart die Lichter auch wie Flecken der Hoffnung auf. Er ging sogar schneller und musste auch nicht mehr gestützt werden. Er schwitzte und fror zugleich. Sein Atem war nicht zu überhören, und manchmal rasselte es in der Kehle, wenn er Luft holte.

Es lag auch kein Sand mehr auf dem Boden. Harter Lehm und Steine bildeten den Untergrund, von dem sich nur wenige Sträucher abhoben, die in der Dunkelheit wie kleine, kompakte Figuren aussahen, die aus irgendeiner fremden Welt stammten.

Tom Carry dachte jetzt anders. Er hatte seine Frau stets ausgelacht, als sie die Vampire erwähnt und sich sogar die Knoblauchstauden besorgt hatte. Für ihn war sie eine Spinnerin gewesen, jetzt aber war er froh, dass es die Stauden gab, und er hoffte, dass sie auch in der Lage waren, diese Brut vom Haus abzuhalten, falls es überhaupt noch welche der Untoten gab und John Sinclair es nicht gelungen war, sie zu vernichten.

Von ihm hatte Tom zuerst auch nicht viel gehalten, aber im Laufe der Zeit hatte er seine Ansichten geändert. Jetzt war er froh, ihn auf der Insel zu wissen.

Die anderen Bewohner ahnten nichts von dem, was hier, alles passiert war. Nicht die, die zurückgeblieben waren, und auch nicht die, die zum Fischen auf dem Meer unterwegs waren. Er fragte sich, wie die kleine Welt hier aussehen würde, wenn sie zurückkehrten. Ob sie im Morgengrauen noch immer die Gleiche war oder ob der Schrecken einen Sieg davongetragen hatte und Coomb Island zu einer Insel der Vampire geworden

war.

Es war alles möglich. Das Leben hier hatte sich völlig verändert. Es war auf den Kopf gestellt worden, wobei Tom nur beten konnte, dass irgendwann in nächster Zeit die Normalität wieder zurückkehrte. Aber da war auch mehr der Wunsch der Vater des Gedankens.

»Sind wir gleich da?«, fragte Taggart.

»Genau. Es ist sogar das erste Haus.«

»Endlich.« Taggart sammelte noch seine letzten Kräfte und ging schneller. Er wollte Tom Carry beweisen, dass noch Kraft in ihm steckte, und erst an der Tür gaben seine Beine wieder nach, sodass ihn Carry abfangen musste.

»He, nicht so schnell.«

»Sorry, aber ...«

»Macht nichts, Kumpel.« Carry wollte die Tür aufziehen, was er nicht mehr brauchte. Er hatte auch gesehen, dass vor den Fenstern die Knoblauchstauden angebracht worden waren, und das so fest, dass auch der Wind sie nicht abreißen konnte.

Rose schaute ihn an!

»Du?« Mehr brauchte sie nicht hervor. Sie wurde kalkbleich und wich mit zitternden Schritten zurück.

»Ja, ich bin es, und ich bringe einen Besucher mit.« Da der Eingang frei war, schoben sich die Männer über die Schwelle hinein in die warme Gaststätte, in der der Knoblauchgeruch hing wie eine unsichtbare Fahne. Jeder musste ihn einfach riechen.

Rose sah ein, dass es besser war, den Mund zu halten. Bevor sie die Tür wieder schloss, warf sie noch einen Blick nach draußen, aber andere Personen kamen nicht mehr.

Tom Carry war hinter die Theke gegangen und hatte eine Flasche Rum geholt. Damit ging er dorthin, wo Kevin Taggart saß und bat seine Frau, eine Decke zu holen.

»Ja, ja, sofort.«

Zwei Gläser hatte Tom ebenfalls mitgebracht, denn auch er

konnte jetzt einen Schluck vertragen. »Du kannst auch Whisky trinken«, sagte er.

»Nein, nein, Rum ist schon okay«, flüsterte Kevin.

Tom schenkte ein. Das Zeug gluckerte in die Gläser, und Carry war nicht sparsam.

Beide tranken sich zu. »Darauf, dass wir noch am Leben sind«, sagte Tom.

»Ja«, flüsterte sein Gegenüber. »Und auch darauf, dass es weiterhin so bleibt.«

Sie tranken und bemerkten nicht, dass Rose wieder zurückgekehrt war.

Sie hatte die Trinksprüche gehört und spürte plötzlich den Druck im Magen.

»Was sagt ihr da ...?«

Tom stellte das Glas ab. »Du hast richtig gehört, Rose. Das war ein wichtiger Trinkspruch.«

»Ist es euch ... ich meine ... die Vampire oder ...?«

»Alles der Reihe nach.«

»Wie du meinst.«

Rose Carry war völlig verunsichert, aber sie hatte die dicke Decke mitgebracht, die sie über die Schulter des frierenden Mannes legte. »Eigentlich müssten Sie auch die Kleidung wechseln, denn sie klebt Ihnen feucht am Körper. Wollen Sie sich eine Lungenentzündung holen? Mister ...?«

»Er heißt Kevin Taggart.« Tom winkte ab. »Das Wechseln der Kleidung ist jetzt nicht wichtig, Rose.«

»Was ist denn wichtig?«

»Nichts ist mehr so wie es mal war. Davon müssen wir ausgehen, und ich werde dir alles erzählen.« Tom fing noch nicht an, sondern schaute sich um. »Wo steckt eigentlich Amy? Ist sie hier?«

»Ja und nein.«

»Wie? Was heißt das?« Seine Stimme klang ärgerlich.

»Reg dich nicht auf, Tom. Amy ist zu den Nachbarn gegangen.

gen, um sie zu warnen. Sie hat es ja unten im Hafen erlebt. Sie hat die Vampire gesehen, und jetzt will sie den Nachbarn sagen, dass sie ihre Häuser nicht verlassen sollen.«

»Hm.« Carry brummelte vor sich hin. »Wenn sie die ganze Wahrheit sagt, kann es zu einer Panik kommen.«

»Das weiß ich auch, aber sie hat versprochen, vorsichtig zu Werke zu gehen. Amy hat auch noch die letzten Stauden mitgenommen, um sie bei den Leuten vor die Türen zu hängen. Mehr kann sie nicht tun.« Rose faltete die Hände, als wollte sie beten, aber über ihre Lippen drangen andere Worte. »Es ist unglaublich, was sie erlebt hat, doch ich nehme ihr jeden Satz ab. So etwas Schreckliches kann man sich doch nicht ausdenken. Nicht unsere Amy.«

»Das stimmt wohl.«

»Und was weißt du, Tom?«

Carry schwieg zunächst. Er suchte nach Worten. Es dauerte eine Weile, bis er den richtigen Anfang gefunden hatte, dann gab es kein Halten mehr...

Tief und bis zum Grund war Justine Carry in das Wasser eingetaucht. Dass es kalt war, machte ihr nichts aus, sie wurde auch in die Höhe gespült und konnte sich wieder bewegen.

Ja, bewegen!

Das genau hatte ihr gefehlt. Sie war plötzlich steif geworden. Und das noch an Bord des Schiffes. Sie hätte nie damit gerechnet, dass der Chinese sie schaffen würde. Sie hatte sich schon an seinem Hals hängen und seine Blut trinken sehen, aber dann war alles anders gekommen. Er hatte zu seiner letzten Waffe, zu einem letzten Trick gegriffen, und jetzt fand sie sich im Wasser wieder, wobei sie automatisch Schwimmbewegungen durchzog, um sich an der Oberfläche zu halten, was jedoch nicht leicht war, denn immer wieder schaufelte das

Meer die Wellen heran, die sie auch überspülten. In den ersten Sekunden verlor sie die Orientierung und erstickte auch beinahe an der eigenen Wut. Dann aber fand sie sich zurecht und warf einen ersten Blick in die Runde, um zu erkennen, wo sie eigentlich an die Oberfläche getrieben war.

Das Wasser hatte sie ein Stück weit mitgezerrt, aber sie befand sich noch in der Nähe des Kais und war nicht auf das offene Meer geschleudert worden.

Nur musste sie gegen die Wellen ankämpfen, und sie wollte auch nicht, dass sie von Bord des Schiffes aus gesehen wurde, denn jetzt begann für sie Teil Zwei des blutigen Spiels:

Rache!

Die Rache einer Bestie!

An nichts anderes konnte sie denken, als sie sich von den Wellen erfassen und weiter abtreiben ließ. Nur nicht ins offene Wasser hinein. Sie musste eine Stelle am Kai finden, an der sie sich aufs Trockene ziehen konnte.

Und das schaffte sie tatsächlich!

Zwei Mal musste sie tauchen. Die Kälte des Wassers war auf ihrer Haut nicht zu spüren. Sie besaß überhaupt keine Gefühle, was dies anbetrifft. Sie sah aus wie ein langer Fisch, der sich jetzt noch mehr streckte, als eine Welle sie erwischte und bis dicht an die Kaimauer herantrieb, die sie sogar mit den Händen berührte und dann aus dem Wasser schnellte.

Geschafft.

Auch wenn die Wellen an ihr zerrten, sie hielt sich eisern an der Kante fest und brauchte nur eine Bewegung, um sich aufs Trockene zu ziehen.

Dort kniete sie einige Sekunden. Ihr Kopf bewegte sich nach rechts und links. Das Haar lag angeklatscht, und das dunkle Leder glänzte wie die Haut eines Fischs.

Nein, es war niemand in der Nähe. Sie sah das Bergungsschiff, wenn sie nach rechts blickte. Was dort an Bord abließ, erkannte sie von ihrem Platz aus nicht.

Sie stand auf.
Ein kurzer Blick reichte.
Danach das böse Lächeln.
Alles war frei.
Und weiter hinten, noch vor der Ruine, gab es für sie genügend frische Nahrung ...

Carry war bei der Erzählung ihres Mannes immer blasser geworden. Jetzt hatte ihr Gesicht beinahe schon die gleiche Farbe wie das von Kevin Taggart.

Reden konnte sie zunächst nicht. Der Schock saß einfach zu tief. Aber im Kopf arbeiteten die Gedanken und beschäftigten sich auch mit der nahen Zukunft.

Gab es Sicherheit? Gab es Sicherheit für alle? Insbesondere für ihre Familie?

»Nein«, flüsterte sie unwillkürlich. »Nein, das kann ich nicht glauben.«

Tom hatte zugehört. »Was meinst du damit?«

»Dass wir in Sicherheit sind. Noch nicht. Auch wenn John Sinclair und Suko ...«, ihre Stimme versagte, und nur noch ein Stöhnen drang aus ihrem Mund. »Von Amy habe ich es zuerst gehört, Tom, und du hast es mir bestätigt. Sie sind da ...«

»Leider.«

Kevin Taggart hatte die letzte Zeit geschwiegen. Wie eingesunken saß er auf seinem Stuhl und hatte nur zugehört. Aber er wusste jetzt auch, dass auch er noch nicht gerettet war. Das dicke und grausame Ende konnte noch nachkommen. Mit einer zittrigen Bewegung griff er zum Glas und leerte es bis auf den letzten Tropfen. Dabei war sein Blick ins Leere gerichtet.

Rose hatte sich wieder gefangen, obwohl ihre Hände fahrig über die Oberschenkel wischten. »Hast du denn eine Idee, Tom, wie es jetzt weitergehen kann?«

»Nein, das habe ich nicht.« Er schüttelte resignierend den Kopf. »Wir können hier nur sitzen und hoffen ...«

»Oder beten.«

»Ja, auch das.«

Rose nagte für einen Moment an ihrer blassen Unterlippe.

»Kreuze helfen doch gegen Vampire - oder?«

»Das sagt man im Allgemeinen.«

»Gut, dann gehe ich jetzt nach oben das große Kreuz aus dem Schlafzimmer holen, das dort über dem Bett hängt. Bist du damit einverstanden, Tom?«

»Tu, was du nicht lassen kannst. Wichtig ist, dass es hilft und wir nicht alle zu Blutsaugern werden.« Er schlug auf den Tisch.

»Verdammtd noch mal, wo steckt denn Amy?«

Rose stand bereits auf. »Keine Sorge, sie wird bald hier sein.«

»Das will ich auch hoffen.«

Mit etwas schwankenden Bewegungen ging Rose auf die Theke zu. Hinter der rückseitigen Tür gelangte sie in den Flur und auch zur Treppe. Es war der kürzeste Weg nach oben.

Hinter ihr blieb es still, bis Kevin Taggert stöhnend atmerte und dann sagte: »Es ist wie bei einer Hinrichtung.«

»Wieso?«

»Wir sitzen hier wie die Kandidaten in der Zelle und warten darauf, dass man uns abholt. Oder siehst du das anders?«

»Nein, wohl nicht.« Tom streckte die Beine aus. »Aber wir können hier wenigstens etwas tun.«

»Was denn?«

»Das Kreuz.«

»Zu wenig.«

»Wir haben noch Knoblauch.«

»Halte ich für ein Märchen, dass es wirkt.«

»Aber versuchen muss man es«, sagte Carry. »Wenn wir nur hier hocken, ist das einfach zu wenig.«

Kevin Taggert kam zu keiner Erwiderung mehr, denn sehr heftig wurde die Tür aufgestoßen, und ebenso heftig trat eine

junge Frau schwer atmend über die Schwelle. Mit einem Blick hatte Amy die Lage erfasst, ohne jedoch damit zurechtzukommen.

»Du, Vater?«

»Ja, ich ...«

Amy drückte die Tür wieder zu. Ein Blick in das Gesicht ihres Vaters reichte ihr. »Großer Gott, was ist denn geschehen?«, flüsterte sie scharf. »Was hast du?«

»Das ist eine lange Geschichte, Kind.«

»Sie hat mit den Vampiren zu tun, wie?«

»Genau damit. Aber auch mit viel Glück und mit einem Mann namens John Sinclair.«

»Wieso das denn?« Amy zog ihre Jacke aus und hängte sie über einen Stuhl, bevor sie sich setzte. »Du bist doch auf dem Wasser gewesen. Was hast du denn mit Vampiren zu tun? Die hat es nur hier auf der Insel gegeben.«

Als Amy das scharfe Lachen ihres Vaters hörte, schreckte sie zusammen. »Nein, sie sind oder waren überall. Sogar auf dem Meeresgrund. Sie sind ...«, er winkte ab. »Verdammt, ich weiß auch nicht mehr, was ich dazu noch sagen soll.«

»Alles, Vater.«

Tom Carry schüttelte den Kopf, während seine Tochter Kevin Taggart beobachtete. Sie kannte ihn nicht, denn von der Insel stammte er nicht. Sie wollte ihm eine Frage stellen, als ihr Vater sie wieder ansprach. »Ich möchte wissen, wie es bei dir gelaufen ist.«

»Recht gut.«

»Das ist zu wenig.«

»Nun ja, ich bin die Leute hier abgegangen und habe sogar Verständnis erhalten.«

»Wie äußerte sich das?«

»Die Nachbarn bleiben jetzt in ihren Wohnungen. Sie hatten auch nichts dagegen, dass ich den Knoblauch vor ihre Haustüren gehängt habe. Kann ja wirklich sein, dass es ein Schutz

ist.«

»Ich weiß es nicht.« Tom schüttelte den Kopf. »Obwohl Sinclair ganz schön aufgeräumt hat. Und sein Freund auch, der aber nicht bei mir auf dem Boot war.« Er beugte sich vor und berichtete in aller Kürze von seinen Erlebnissen.

Amy war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Sie konnte nur staunen und bekam ihren Mund fast nicht mehr zu. Ein paar Mal flüsterte sie das Wort »unglaublich«, doch sie kam nicht mehr dazu, die Dinge einzuordnen, denn hinter der Theke öffnete sich eine Tür, und Rose Carry erschien mit dem Kreuz in der Hand.

»Mutter!«, rief Amy und stand auf. »Was ist...«

»Vater meinte, dass es nicht schaden könnte, wenn ich das Kreuz aus dem Schlafzimmer hole ...«

Amy lief hin und umarmte ihre Mutter. Dann nahm sie ihr das Kreuz ab. Es war keines, das einen Kunstliebhaber in Entzücken versetzt hätte. Es bestand aus schlichem Eichenholz, das eine leichte Politur erhalten hatte. Die Figur des Erlösers hing nicht daran, und als es Amy gegen die Theke lehnte, da strich sie zart mit beiden Händen über den Gegenstand hinweg.

Sie waren jetzt zu viert, aber es gab trotzdem einen unsichtbaren Gast unter ihnen. Es war die Angst. Niemand sprach darüber, niemand wollte etwas sagen, doch jeder spürte das gleiche Gefühl.

Amy konnte nicht sitzen bleiben. Sie ging auf und ab, obwohl sie sicher war, dass es die anderen nervös machte. Aber sie musste einfach etwas tun und blieb schließlich vor einem der kleinen und quadratischen Fenster stehen, um einen Blick nach draußen zu werfen. In der Dunkelheit sah sie nicht viel. Selbst die Umrisse der Ruine waren nur schwach zu erkennen. Sie hatte den Eindruck, als hätte sich in den letzten Minuten Nebel über die Insel gelegt.

Eine Bewegung sah sie nicht, nur an bestimmten Stellen die vereinzelten Lichter, die in den kleinen Fenstern schimmerten.

Aber auch sie wirkten jetzt etwas verschwommener. Für sie der Beweis, dass sie sich nicht geirrt hatte, was das Vorhandensein des Nebels anging. Er war tatsächlich dabei, seine eigene Atmosphäre zu schaffen, und das kam den Blutsaugern oder wer immer in der Nacht unterwegs war, natürlich sehr entgegen.

Als sich Amy umdrehte, stellte sie eine Frage, die einfach raus musste. »Wo befindet sich jetzt John Sinclair?«

Ihr Vater gab eine Antwort. »Ich kann es dir nicht genau sagen. Aber er wird auf der Insel sein.«

»Da könnte er ja kommen.«

»Sicher.«

Amy knetete ihre Hände. Sie ging wieder auf und ab. Sie sprach von einem Handy und auch davon, dass sie die Nummer des Yard-Mannes nicht kannte.

»Er wird schon kommen, Kind«, sagte Rose Carry. »Ich glaube nicht, dass er uns im Stich lässt.«

»Ja, wenn er kann ...«

»Was meinst du damit?«

Amy schaute ihre Mutter lange Zeit an. »Ich will es nicht hoffen, aber ich kann mir auch vorstellen, dass er den Kürzeren gezogen hat.«

»Bitte, das ist...«

»Nur eine Vermutung, Mutter, nur eine Annahme. Ich habe die Vampire erlebt und weiß, wie sie sind. Sie sehen aus wie Menschen, aber sie sind keine. Sie sind uns Menschen überlegen, und sie haben Kräfte, die man nicht beschreiben kann. Man kann sie nicht normal töten. Man muss sie mit speziellen Waffen vernichten, das habe ich schon in der Ruine erlebt. Mehr kann ich dir auch nicht sagen.«

Rose nickte. »Ja, du hast wohl Recht. Aber ich frage mich jetzt, was wir tun sollen.«

Amy wollte eine Antwort geben, aber sie wurde ihr von den Lippen gerissen, denn plötzlich flog mit einem gewaltigen

Schwung die Tür auf, und auf der Schwelle stand die blonde Bestie ...

Es waren die Sekunden des Schocks. Die Zeit des Unfassbaren. Die Sekunden des Nichtbegreifens und der Überraschung, die alles andere in den Hintergrund drängte.

Das plötzliche Entsetzen hatte die vier Menschen stumm gemacht, nicht aber Justine Cavallo, die aus dem Dunkel nach vorn in das Licht trat und so besser gesehen wurde.

Sie war nicht ohne Mitbringsel erschienen. In der rechten und der linken Hand hielt sie jeweils eine Knoblauchstaude, als wollte sie den Beweis antreten, dass ihr dieses uralte Mittel gegen Vampire nicht gefährlich werden konnte.

Sie lächelte. Das Haar war noch nass. Es umgab ihren Kopf wie eine nasse Gardine, doch das Gesicht hatte sich nicht verändert. Es zeigte den gleichen Ausdruck wie immer. Das kalte, überhebliche Lächeln. Der Mund war leicht geöffnet. So schimmerten am unteren Rand der Oberlippe die Spitzen der beiden Vampirzähne wie ein tödliches Versprechen.

Zwei weitere Schritte ging sie tiefer in die Gaststätte hinein. Ein kurzer Blick reichte aus. Zwei Männer und die ältere Frau saßen zusammen an einem Tisch. Die jüngere Frau stand mit dem Rücken zur Theke gewandt und war ebenfalls nicht in der Lage sich zu bewegen. Anders Justine Cavallo.

Beide Arme hob sie noch weiter an.

Plötzlich begann es zwischen ihren Händen zu knistern. Zugleich schlugten kleine Flammen aus den Knoblauchstauden, und die scharfe Botschaft der Blonden gellte in den Raum hinein.

»So rächt sich eine Bestie ...!«

Ende des zweiten Teils